VERSORGERIN

stadtwerkstatt linz

0088

dezember 2010

versorgerin Nr / 88 / DEZ 2010 / österreichische Post AG / Sponsoring Post, GZZ 022033621 S / RETOUREN AN: STADTWERKSTATT, KIRCHENG.4, 4040

editorial

Zwischen seinen niedrigen Kais erstreckte sich der Hafen langhin wie eine Straße aus Wasser, worauf das Licht des Abends glänzte. Hier blieben die Vorübergehenden stehen, um die versammelten Schiffe anzustaunen, als seien es Fremde, am Abend gekommen und gewillt, morgens weiterzureisen. Diese aber ließ die Neugier, die sie bei der Masse erregt hatten, gleichgültig, denn sie schienen deren Niedrigkeit zu verachten oder deren Sprache nicht zu kennen, und so bewahrten sie in der feuchten Herberge, wo sie sich für eine Nacht aufhalten sollten, ihre schweigende, unbewegliche Haltung. Der solide Bau des Vorderstevens sprach nicht minder von künftigen weiteren Reisen als von Seeschäden der Ermattung, die sie auf ihren gleitenden Straßen schon hinter sich gelassen, Straßen, die so alt waren wie die Welt und so neu wie die Passage, die über sie hinführte und deren Spur verging. Schmächtig und doch voll Widerstand hatten sich diese Schiffe mit ernster Kühnheit gegen den Ozean hin gedreht, den sie beherrschen und der sie doch vernichtet. Das wunderreiche, sinnvolle Takelzeug spiegelte sich im Wasser, wie eine präzise, vorausblickende Intelligenz untertaucht in dem ungewissen Schicksal, das sie über kurz oder lang zertrümmern wird. Eben erst hatte man sie aus dem Bereich des schönen wilden Lebens gezogen, wohin sie morgen von neuem den Weg antreten sollten, und so waren ihre Segel noch geschmeidig von dem Wind, der sie eben noch gebläht, ihr Bugspriet schnitt schräg gegen das Wasser ab – wie gestern noch während der Fahrt, und vom Vorderschiff bis zum Heck schien das Muschelrund die geheimnisvolle und biegsame Grazie der Fahrt bewahrt zu haben.

Marcel Proust

Für das Linzer Kulturmagazin Spotsz (Oktober 2006 bis Dezember 2010), das mangels gehöriger Wertschätzung durch die Politik aus Stadt und Land mit seiner Dezember-Nummer den Betrieb einstellen muss, als leises

Servus.

k.

p.s.
Für das spooky Donauschiff im Nebel auf dem Cover dieser Ausgabe zeichnet der Künstler Leo Schatzl verantwortlich, dem hiermit herzlich gedankt sei!

servus@servus.at

Good to Go: Der servus Campus

Seit über einem Jahr brennen die Universitäten in Österreich und über die Landesgrenzen hinaus. Die Protestbewegungen richten sich gegen die eingeführten Zugangsbeschränkungen, die Studiengebühren und gegen das Verwertungsinteresse von Bildung. Es wird von der Gesellschaft mittlerweile abgelehnt, dass sich StudentInnen im universitären Bereich umschauen, etwas ausprobieren und sich vielleicht dann für ein anderes Studienfach entscheiden. Die StudentIn muss schon ein konkretes Ziel vor Augen haben und dieses zweifellos effizient durchziehen. Bildung ist heute unbestritten eine Größe im kapitalistischen System.
Die StudentIn wird dabei zur DienstleistungsempfängerIn. Die Universität finanziert sich mittlerweile auch über Werbung und Sponsoring. Das Bildungssystem Universität versteht sich als Dienstleistungsunternehmen.
Und während die Universitäten brennen, entwickelt sich in Linz ein unkonventionelles und offenes Forschungslabor: servus Campus. Im Herbst 2010 startete servus Campus in einem ersten Versuch eine Kooperation im künstlerischen Feld. Das Labor für Elektroakustische Musik und Neue Medien Linz und servus.at veranstalten seit Oktober eine Reihe an Workshop-Klassen, die bis ins Frühjahr andauern. Diese offenen Klassen werden technologierelevante Möglichkeiten mit freier Software und offener Hardware für künstlerische und kulturelle Produktionen in einer kollaborativen Weise erforschen. Das neue Format wird sukzessive erarbeitet und inkludiert auch einen Prozess, wie Gelerntes sinnvoll aufbreitet und verfügbar gemacht werden kann. Aus Platzmangel und Ressourcenmangel können maximal zehn TeilnehmerInnen an einer Klasse teilnehmen. Abhängig von den TeilnehmerInnen werden die Workshops in Deutsch oder Englisch abgehalten.

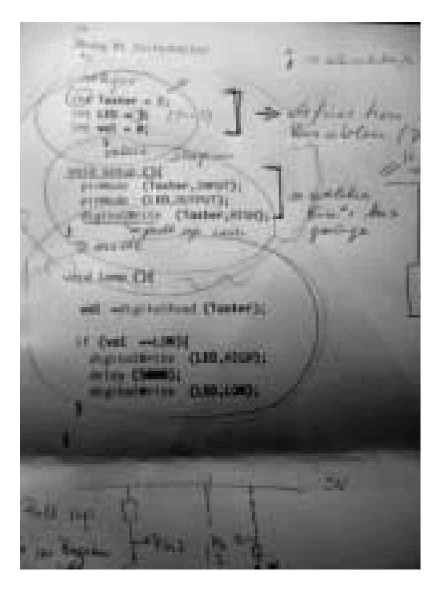


0 – 5 Hertz

Mit dem Projekt servus Campus eröffnet der Netzkulturverein neben den regelmäßigen Zusammenkünften unterschiedlicher Communities (Funkfeuer, Drupal, Linux-Ladies, LugI) ein Lernexperiment. Servus Campus hat es sich zum Ziel gemacht im Bereich FLOSS (Free/Libre Open Source Software) und offene Hardware unkonventionelle Wege des Lernens zu ermöglichen. Das Ideal des selbstbestimmten oder selbstgesteuerten Lernens soll mit servus Campus verwirklicht werden und sich individuell in den Lebens- und Arbeitsbereich der TeilnehmerIn integrieren. Servus Campus ist definitiv keine DienstleisterIn, sondern basiert vielmehr auf den Prinzipien der fraktalen Organisation. Fraktale sind kleine Einheiten, die nach dem Prinzip der Selbstähnlichkeit ähnliche Strukturen wie das Ganze bilden und ihre Aufgaben eigenverantwortlich und selbstorganisiert erfüllen. Praktisch bedeutet das: Kennt man den Aufbau und die Struktur eines Modells oder Lerninhaltes, dann kann sich die NutzerIn von jedem Punkt aus einem Problem oder der Lösung nähern. Die StudentIn hat im servus Campus also die Möglichkeit, über die Ziele und Inhalte, über die Formen und Wege und Ergebnisse des Lernens selbst zu entscheiden. Die Lernkultur im servus Campus beinhaltet darüber hinaus auch Fehlerkultur und Feedbackkultur – die StudentIn kann spielen, experimentieren, ohne ihr eigentliches Ziel und die Aneignung von diversen Kompetenzen aus den Augen zu verlieren. Servus Campus ermöglicht in seiner Struktur eine prozesshafte Herangehensweise: Basics werden vermittelt, indem beispielweise gemeinsam erforscht wird, was nun den Computer zum Computer macht. Also auch, um die Grundlage dessen, was den Playground ausmacht, zumindest ansatzweise zu verstehen, zu kennen. Die Organisation von servus Campus in thematische Module oder sogenannte Workshopklassen hält das einzelne Modul extrem kompakt, aber überschaubar. Vermittelte Grundlagen in den Bereichen Elektronik, Akustik, verschiedenste Arbeitsmaterialen im Bereich Computing, Animation und Bewegung, 3D-Modelle, Robotik, Wieder-Verwertungsmöglichkeiten und Aspekte der praktischen Umsetzung mittels Software stellen das Rüstzeug dar, das sich die StudentIn aneignet. Das Wissen um technisches Knowhow ist die Basis für selbstorganisiertes Lernen in der Gemeinschaft. One-Way-Kommunikation war Gestern.
servus Campus agiert und forscht interdisziplinär und vernachlässigt dafür das überbewertete zertifizierte Lernen.







Digitale Freiheiten

servus.at ist als kulturelle Schnittstelle dafür bekannt, die Freiheiten und Unfreiheiten im Spannungsfeld Kunst-Kultur-Gesellschaftspolitik und Technik auszuloten. Der Verein liefert dazu einen wesentlichen Beitrag für die selbstbestimmte Nutzung des Netzes als Medium für neue künstlerische und medienkulturelle Produktion. Die Verwendung von FLOSS (Free/Libre Open Source Software) und offener Hardware und die Implikationen politischer Faktoren bei der Produktion von digitalen Daten werden hier vermittelt. servus Campus wendet sich vom bequemen Pragmatismus »True is what works« (Proprietäre Software) ab und stellt provokant »You can't open what you don't own« zur Disposition. Wie im »richtigen Leben« liegt auch im Bereich Technologie und Netz die Freiheit nicht irgendwo herum. Freiheit will angeeignet werden und das funktioniert über Dekonstruktion. Das Bewusstsein darüber, inwieweit Konsum diese Freiheiten einschränkt, wird nicht nur anhand von Gegenbeispielen exemplarisch; zum Beispiel durch die Grenzen proprietärer Software. Der Weg bedeutet Arbeit, lernen eben. Das schrittweise Erkunden von Konsequenzen und Möglichkeiten lässt die Teilnehmenden im Gegenzug kreatives Potential oder auch existentielle Über/Lebensthemen entdecken und erforschen. Die Philosophy FLOSS kann praktisch mit jedem beliebigen Thema in Verbindung gebracht werden. Auch mit der Frage, wie Kochen ohne Geld funktionieren kann. Das kreative Potential endet nicht bei dynamischen Websites: Es geht den direkten Weg und behandelt das, was der Fall der StudentIn ist. Das Werkzeug und die Kompetenz die Instrumente zu nutzen, vermittelt servus Campus – und vertraut auf den Forschergeist der Campus-TeilnehmerInnen. Für KünstlerInnen ist es heute schwierig künstlerische Positionen zu bestreiten, ohne sich mit Urheberrechtsfragen und un/freien Lizenzen auseinanderzusetzen. Im servus Campus findet die TeilnehmerIn ein Umfeld, indem diese Inhalte und Entscheidungsfragen kritisch diskutiert und ausgelotet werden.

Der servus Campus findet an fixen Terminen im servus Clubraum in der Stadtwerkstatt/Kirchengasse statt. (*Pamela Neuwirth*)

Kontakt: *openclass@servus.at* (mail goes to Enrique Tomas, Uschi Reiter-servus.at)
Projekt: *http://www.servus.at/campus/2010/*

VORSCHAU 2011

- Computer Music (January 2011)
- Novel Interfaces for Experimental Music (February 2011)
- Art Mobile Computing with Android (March 2011)
- Physical Materials for Art Construction
- Sound Sculptures
- Graphics Computing with Processing
- Computer Vision with OpenFrameWorks
- Drupal Mastering

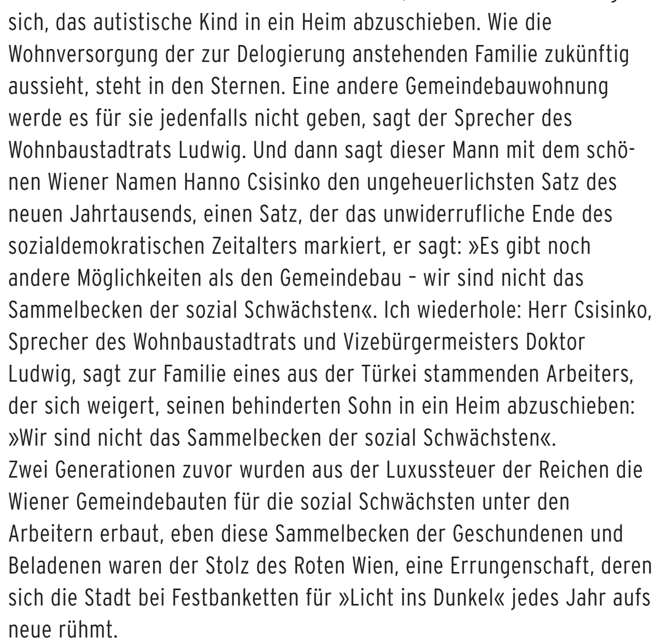
BEZAHLTE ANZEIGE

Die Finanzmärkte, die Budgetsanierung, die Hatz auf die Armen und das Nichts.

Eine Groll-Geschichte von *Erwin Riess.*

Der Dozent traf Groll vor dem Sozialministerium an der Wiener Ringstraße. Groll saß hinter einem Campingtisch und vor einem selbstgemalten Transparent, das an eine Litfaßsäule geklebt war.
Auf dem Transparent war zu lesen: »Hoppauf, Herr Sozialminister! Weiter so, Herr Wohnungsstadtrat! Nieder mit den Schwachen! Ich baue auf Ihnen!«
Auf dem Tisch hatte Groll zwei kleine Fahnen, die österreichische und die europäische, befestigt. Die Flagge der EU wehte auf Halbmast, jene Österreichs lag am Boden. Auf der anderen Seite der Ringstraße tummelten sich einige Menschen mit Kameras, Mikrophonen und gezückten Notizblöcken.
»Geschätzter Groll, fühlen Sie sich wohl?« fragte der Dozent und reichte Groll die Hand zum Gruß.
»Ich habe mich nie besser gefühlt.«
»Sie meinen, der Widerstand gegen soziale Ungerechtigkeiten wirkt sich anregend auf die Psyche aus?«
»Was heißt Widerstand? Ich habe eine Wette mit einem behinderten Freund laufen. Dieser Sozialminister ist unser Tod, habe ich gewettet, während mein Freund sich auf die beschwichtigenden Nuschelworte des Herrn Hundstorfer verließ.«
»Als er landauf, landab verkündete, das Pflegegeld werde nicht angetastet«, warf der Dozent ein.
Groll nickte. »Für eine Kiste »Ried Alte Bergen« vom Weingut Fegerl aus Deinzendorf bei Retz bin ich zu jeder Untat fähig.«
»Der fürchterliche grammatikalische Lapsus?« fragte der Dozent weiter.
»Ein Zugeständnis an das Pülcher-Idiom des Sozialministers«, bemerkte Groll kühl.
»Und die Menschenansammlung auf der anderen Straßenseite?«
Groll winkte den Personen zu, freudig erwiderten sie den Gruß. »Meine Freunde von der Internationalen Presse«, erklärte er. »Der Donaukorrespondent von Reuters, ein Mitarbeiter der zypriotischen »Cyprus Weekly«, der Wiener Korrespondent des Linzer Magazins »Versorgerin« sowie die Korrespondentinnen des »New York Wheeling Courier« und des in Irkutsk am Baikalsee erscheinenden Pornomagazins »Spermafrost«. Ihre Anwesenheit verhindert, daß ich von den Schergen der Antiterroreinheit abgeschoben, stranguliert und füsiliert – mit einem Wort: amtsbehandelt werde.«
»Was haben Sie als Behindertenrentner schon zu befürchten?« Der Dozent zog seinen Notizblock aus der Nappalederjacke.
»Mehr als Sie denken«, erwiderte Groll. »Die Palette reicht von der Zwangseinweisung in eine Hochsicherheitsanstalt für politisch wache Staatsbürger, dem Verlust von Kinder-, Überschwemmungs- und Begräbnisbeihilfe über die Verleihung des Goldenen Rathausmannes mit dem braunen Blechherz bis zur Abschiebung in ein unsicheres Drittland, Hietzing, zum Beispiel.«

FASSADENBAU Schopf GESELLSCHAFT MBH
SCHOPF Fassadenbau Ges.m.b.H. unterstützt:



STADTWERKSTATT LICHTHOF
Eine Installation die etwas vom Äusseren nach innen kehrt.
K. Knopp, C. Eder, F. Xaver 2010

Der Dozent verschränkte die Arme vor der Brust. »Sie müssen mir nicht immer meine Herkunft unter die Nase halten!«
»Eine schlechte Angewohnheit, ich weiß es und ersuche Sie nicht um Entschuldigung, aber doch um Verständnis«, sagte Groll und senkte den Kopf. Als er ihn wieder hob, setzte er entschuldigend hinzu. »Seit der Budgetsanierung auf dem Buckel der Gebeugten mußte ich Unmengen von innenpolitischen Artikeln und Presseaussendungen lesen. Da verdorrt nicht nur der Verstand, es verrohen auch die Sitten und schließlich verblaßt auch noch der letzte Rest von menschlicher Zuwendung. Hier!« Groll griff nach einem Artikel. »Da verliert eine sechsköpfige Familie mit Migrationshintergrund ihre Gemeindewohnung, weil Nachbarn sich vom autistischen Sohn gestört der Familie gestört fühlen. Der Jugendliche arbeitet tagsüber in einer Lehrwerkstätte, abends aber soll er zweimal gegen Wände gehämmert und einmal dazu geschrien haben. Ein derartiges Verhalten kann in einem Wiener Gemeindebau nicht geduldet werden. In Wiener Gemeindebauten lebt man mit sich und der Welt im reinen, man trinkt nicht, ist den strengsorgenden Behörden in keiner Weise auffällig oder Bürgern anderer Kultur gegenüber ausfällig, im Wiener Gemeindebau ist man tolerant, weltoffen und nimmt sich mit Liebe und Geduld der Schwächsten an.«



»Kein Sammelbecken der sozial Schwächsten« – Karl-Marx-Hof Wien

Der Dozent griff nach dem Artikel, Groll fuhr fort:
»Der Vater des Buben arbeitet auf dem Bau, seine Frau und er weigern sich, das autistische Kind in ein Heim abzuschieben. Wie die Wohnversorgung der zur Delogierung anstehenden Familie zukünftig aussieht, steht in den Sternen. Eine andere Gemeindebauwohnung werde es für sie jedenfalls nicht geben, sagt der Sprecher des Wohnbaustadtrats Ludwig. Und dann sagt dieser Mann mit dem schönen Wiener Namen Hanno Csisinko den ungeheuerlichsten Satz des neuen Jahrtausends, einen Satz, der das unwiderrufliche Ende des sozialdemokratischen Zeitalters markiert, er sagt: »Es gibt noch andere Möglichkeiten als den Gemeindebau – wir sind nicht das Sammelbecken der sozial Schwächsten«. Ich wiederhole: Herr Csisinko, Sprecher des Wohnbaustadtrats und Vizebürgermeisters Doktor Ludwig, sagt zur Familie eines aus der Türkei stammenden Arbeiters, der sich weigert, seinen behinderten Sohn in ein Heim abzuschieben: »Wir sind nicht das Sammelbecken der sozial Schwächsten«.
Zwei Generationen zuvor wurden aus der Luxussteuer der Reichen die Wiener Gemeindebauten für die sozial Schwächsten unter den Arbeitern erbaut, eben diese Sammelbecken der Geschundenen und Beladenen waren der Stolz des Roten Wien, eine Errungenschaft, deren sich die Stadt bei Festbanketten für »Licht ins Dunkel« jedes Jahr aufs neue rühmt.
»Es mußte ein sozialdemokratischer Sprecher der lichten Gegenwart kommen, um diesen monströsen Satz abzusondern«, sagte der Dozent, dessen Stimme vor Zorn heiser war.
»Der Sprecher des Wohnbaustadtrats spricht, wie jede autoritäre Person, nicht für sich oder seinen Chef, er spricht im Namen eines großen volksgemeinschaftlichen WIR, er spricht im Namen des »Gemeindebaus«, Herr Csisinko IST der Gemeindebau«, ergänzte Groll.
Der Dozent hockte sich auf die Fersen, um mit Groll auf Augenhöhe zu sein. »Da wundere ich mich, daß die blauen Reiter mit den geistigen Schnürstiefeln bei den jüngsten Wahlen in den Gemeindebauten sich nicht zu einer erdrückenden Mehrheit aufschwangen, und die entsetzliche Antwort steigt so klar vor mir empor wie der Karl-Marx-Hof aus den Nebeln der Geschichte, daß nämlich es längst egal ist, ob die blauen Reiter oder die schrecklichen Sprecher und kaltschnäuzigen Stadträte in dieser Welthauptstadt der Musik den häßlichen Ton angeben.«
Dafür gebe es einen Grund, erwiderte Groll. »Der soziale Herr Minister kommt ebenfalls aus diesem Wiener Milieu der Hervorragenden und Mitfühlenden, heiter, rundlich und gelassen legt er sich mit den Mächtigen des Landes ins Bett und saniert hurtig drauf los, streicht alten und abgerackerten Frauen das Pflegegeld, hebt den Kündigungsschutz für behinderte Arbeitnehmer, diese Schmarotzer am Leib des Arbeitsmarkts, auf, und verschiebt, EU-Richtlinie her und UN-Menschenrechtskonvention hin*) die Barrierefreiheit auf den Sankt Nimmerleinstag. Damit nicht genug: Wie erst nach und nach durchsickert, nimmt er behinderten Autofahrern auch den Ersatz der Normverbrauchsabgabe und streicht den Mobilitätszuschuß zur Gänze. Fünf massive Verschlechterungen bei den behinderten Menschen, die keine Lobby haben. In weiser Voraussicht verzichtet die SPÖ seit Jahren auf betroffene Behindertensprecher im Parlament.
Behinderte Menschen, das zeigt die Partei in einer an Haß gemahnenden Brutalität, haben in dieser SPÖ nichts verloren und von ihr nichts zu erwarten.«
»Herr Hundstorfer wird von seinem ebenfalls aus gutem Wiener Geläuf stammenden ehemaligen Wohnbaustadtrat, der jetzt den Kanzler gibt, angefeuert«, sagte der Dozent und fügte hinzu »Und ein schwammig-eloquenter Plauderer aus dem Weinviertel, der sich am Dampf seiner finanzministerischen Füllworte berauscht, assistiert ihm dabei.«
Groll zog einen weiteren Artikel hervor. »Finanzstaatssekretär Schieder gibt an, es sei bei dem Sparpaket darum gegangen, den Finanzmärkten einen, wie er es ausdrückt, »glaubwürdigen Konsolidierungspfad« zu präsentieren. Das sind die sozialdemokratischen Lichtfiguren von heute: Kaum vermögen sie ihre flachen Gedanken in Worte zu fassen, aber die Unterwerfung unter das Diktat der Finanzmärkte geht ihnen leicht von der Hand, da wachsen sie mit jeder Faser ihrer sozialdemokratischen Identität über sich hinaus.«
»Die Hoffnung auf ein warmes Plätzchen am Gesindetisch der Mächtigen erwärmt selbst jene, bei denen schon lange keine Glut mehr brennt«, bemerkte der Dozent.
Leise sagte Groll: »Es scheint, eine neue, große Zeit hat begonnen.«
»Ihre Trommler sind nicht wie im Ersten Weltkrieg Generäle und Kirchenfürsten, sondern empathische Wohnbaustadträte, beflissene Diener der Finanzmärkte, nuschelnde Sprecher der sozialen Niedertracht und vor Eitelkeit schwitzende Minister der sozialen Herzensbildung.«
Er hätte es nicht besser sagen können, sagte Groll, strich die Flaggen und winkte die Korrespondenten zu sich.

Von Erwin Riess ist zuletzt der Roman »Herr Groll und der rote Strom« im Otto Müller Verlag erschienen.

**) 2007 unterzeichnete der damalige Sozialminister Buchinger für Österreich die UN-Behindertenkonvention, in der festgeschrieben ist, daß kein behinderter Menschen gegen seinen Willen in einer Anstalt oder einem Heim untergebracht werden darf. Das gegenwärtige Sparpaket wurde vom jetzigen Behindertenanwalt Buchinger einer scharfen Kritik unterzogen.*

Quellen: Der Standard, 5.11 und 3. 11

»In Österreich gibt es keine Islamkritik«

Emil Rabe im Gespräch mit Cahit Kaya, Mitglied des Zentralrats der Ex-Muslime Österreich.

Die Moslembruderschaft ist eine international agierende islamistische Organisation. Was ist Dir über deren Tätigkeit in Europa bekannt?

Handfeste Informationen findet man in den Verfassungsschutzberichten aus Deutschland. In Österreich wird die Tätigkeit der Muslimbruderschaft von Politik und den Islamvertretern unter den Teppich gekehrt. Anas Schakfeh, der Präsident der Islamischen Glaubensgemeinschaft in Österreich (IGGiÖ), stammt aus der Stadt Hama in Syrien, eine Hochburg der syrischen Muslimbruderschaft. Zu der Zeit als Schakfeh nach Österreich kam, war die syrische Muslimbruderschaft in bewaffneten Auseinandersetzungen mit der herrschenden Baath-Partei verstrickt. Die staatliche Repression zwang viele Muslimbrüder ins Ausland.
Es wäre gut möglich, dass Schakfeh von der Muslimbruderschaft bzw. deren Gedankengut beeinflusst ist. Jahrelang wurde im Islamunterricht an österreichischen Schulen aus Büchern des radikalen islamischen Rechtsgelehrten und Muslimbruder Yusuf al-Qaradawi gelehrt. Frauenfeindlichkeit und Hass auf den Westen wurden auf diese Weise durch die Islamische Glaubensgemeinschaft unter österreichischen Muslimen verbreitet. Shakfeh als Präsident der Islamischen Glaubensgemeinschaft und somit »legitimer oberster Vertreter aller Muslime in Österreich« (nicht weil die Muslime es so wollen, sondern weil ein altes Gesetz aus dem Jahr 1912 es so vorsah) hatte hierfür die volle Verantwortung. Konsequenzen gab es keine. Stattdessen bekam er vom Wiener Sozialdemokraten und Landeshauptmann Häupl das Goldene Ehrenzeichen für Verdienste um das Land Wien verliehen.

Warum verhallt jede Kritik an der IGGiÖ?

Die Behörden halten sich zurück, weil die IGGiÖ als islamische Kirche eine Körperschaft öffentlichen Rechts darstellt, welche dem Kultusamt untersteht. Eine Kritik der IGGiÖ könnte eine zunehmende skeptische Haltung gegen die christlichen Kirchen nach sich ziehen, denen die IGGiÖ gleichgestellt ist. Kürzungen der Geldflüsse zu den islamischen Vereinen und eine verschärfte Kontrolle deren Tätigkeit könnten früher oder später auch die Kirche treffen. Es geht dabei auch um viel Geld. Der Islam ist hier aber erst am Anfang. Die Zahl dürfte in den kommenden Jahren deutlich ansteigen. Studenten, Schüler, Angestellte und Lehrer kämpfen um jeden Cent, während den Religionsgemeinschaften das Geld in den Rachen geworfen wird. Die öffentlichen Gelder und ihre rechtliche Stellung ermöglichen es den islamischen Vereinen, auf jeden Moslem in Österreich zuzugreifen.

In der Zivilgesellschaft werden unter dem Label »Islamophobie« Islamkritik und Xenophobie gleichgesetzt. Was denken Ex-Muslime über die Verteidigung des Islam durch die linke Zivilgesellschaft?

Islamophobie ist ein Kunstwort der Soziologie. Sozialwissenschaftler sprechen dabei von diffusen Ängsten, dabei ist Islamophobie selbst ein diffuser Begriff ohne konkrete Beschreibung, der Kritik unmöglich machen soll. Das zentrale Element dieses Kunstwortes ist die Verbindung mit Rassismus. Dann heißt es: Islamophobie = Rassismus = Nazis. Kritik an Religion hat mit Rassismus nichts zu tun, doch genau dies wird unermüdlich behauptet. Islamkritik wird zum Tabu erklärt, dabei waren historisch die Islamisten die Verbündeten der Nazis, es ist absurd. Die Linke will die Migranten als Opfer behalten. Das Resultat ist, dass die Linke de facto erzkonservative Positionen stützt. Laut Scharia sind wir Ex-Muslime Apostaten, denen die Todesstrafe blüht. In der Geschichte wurden Apostaten nach diesem islamischen Recht bestraft. In Ländern mit dem Islam als Teil der Rechtssprechung wird das auch heute noch so gehandhabt. Es gibt also gute Gründe islamophob zu sein. Das Christentum in dieser Hinsicht mit dem Islam gleichzusetzen führt auch nicht weiter. Es gibt, außer vielleicht im Vatikan, heute kein Land, das beispielsweise die Bibel als Grundgesetz hätte. Dem Christentum hat man die Zähne gerissen. Es wurde gezwungen, die radikalen Elemente der Glaubenslehre zu unterdrücken. Auch im Islam müssen wir jene Teile der Religion unterdrücken, die Strafen bei interner Kritik und Abfall vom Glauben fordern.

Was unterscheidet Eure Islamkritik von der Hetze der FPÖ?

Die FPÖ spielt hier ein falsches Spiel. Sie greift die Muslime in Österreich an, aber unterstützt den Islam im iranischen oder arabischen Raum, obwohl dieser von außen Einfluss auch auf die Muslime bei uns zu erlangen versucht. Die Ex-Muslime kritisieren den Islam und hetzen nicht gegen Muslime. Wir veralbern sie höchstens, ob ihrer widersprüchlichen Art sich an eine Religion zu klammern, die sie selbst nicht leben können und wollen. Mehr Humor und Selbstkritik würde ihnen nicht schaden. Ein Mensch, der nicht fähig ist, sein eigenes soziales Umfeld kritisch zu durchleuchten, kann niemals frei sein.

Der Islam ist nicht mehr reformierbar. Der Islam ist nicht allein eine Religion, sondern eine Handlungsanweisung für das gesamte Leben, die über die zwischenmenschlichen Beziehungen, die Beziehung zum eigenen Körper bis zum Klogang alles zu kontrollieren trachtet. Diese Ideologie fordert völlige Unterwerfung. Der *säkulare* Muslim, der eher liberal eingestellt ist, hat keinen Grund den orthodoxen Islam zu unterstützen. Ist er säkular und liberal oder ist er nur der Verteidiger der Orthodoxie, die er selbst nicht lebt? Jedem Ansatz von Aufklärung im Islam wurde in der Geschichte regelmäßig der Garaus gemacht. In Österreich gibt es keine ernsthafte Islamkritik.

Anas Schakfeh erklärte in einem Interview mit dem »Standard«, es gäbe im Mittleren Osten keinen Antisemitismus.

Ich würde gerne seine Definition des Antisemitismus kennen. Es gibt im Koran und den Hadithen einige Passagen, die antisemitisch sind. Der Antisemitismus ist Teil des Koran, so wie er Teil des Christentums ist. Die meisten Moslems, die ich kenne, wissen wenig über den Koran, aber sie sind sich sicher, dass Juden die Welt beherrschen. Israel und die Juden sind an allem schuld. In Österreich gibt es regelmäßig Konzerte von den Grauen Wölfen, türkischen Faschisten und Antisemiten, mit Hunderten Besuchern. Mit anderen Worten: Schakfeh lügt und er weiß es. Ich kenne einen, der kauft sich Hugo Boss Anzüge und fühlt sich von den kapitalistischen Juden ausgebeutet. Er lebt unislamisch, trinkt, raucht, hat unehelichen Sex, aber schimpft auf die Juden. Das ist irrational, es ergibt keinen Sinn. Es sind diese Leute, welche den islamischen Antisemitismus stützen. Sie sind autoritär, überheblich und halten jeden Österreicher für primitiv. Von der Linken werden sie in eine Opferrolle gedrängt und verdummen in einer staatlich geförderten Parallelgesellschaft, die dann noch als Ghetto romantisiert wird. Dabei habe ich noch keinen getroffen, der daran gehindert wurde, sich fortzubilden, bloß weil er Moslem ist. Die autoritär-islamische Erziehung wird dabei in erster Linie von den Frauen getragen. Die Männer haben mit der Erziehung wenig zu tun. Dies erklärt auch das Interesse des Islam, die Frauen in ihrer konservativen Rolle zu bestätigen, sie sind ein Stütze des Systems.

In Wien gab es nach dem blutigen Zusammenstoß zwischen israelischen Soldaten und Islamisten auf der Mavi Marmara eine antisemitische Demonstration, die von der IGGiÖ getragen wurde. Omar al-Rawi, SPÖ-Gemeinderat in Wien und Integrationsbeauftragter der IGGiÖ, unterstützte auf dieser Demonstration offen die IHH (Internationale Humanitäre Hilfsorganisation), eine Organisation, die in Deutschland wegen der Unterstützung terroristischer Gruppierungen verboten wurde. Es gab kaum Kritik an diesem Auftritt, Häupl und die SPÖ stehen weiterhin hinter Omar al-Rawi. Einige Juden haben daraufhin die SPÖ verlassen.

Was ist Eure Position zum Kopftuch?

Seit der Machtübernahme durch die Islamisten im Iran 1979 herrscht dort Kopftuchzwang. Nun kontrollieren die Frauen sich untereinander, die Männer kontrollieren die Frauen und die Sittenpolizei wacht darüber, dass dieses komplexe Spitzelsystem sich auch weiterhin erhält. Denunziation und Verleumdung treiben Blüten und das Misstrauen lähmt die Opposition. Das Kopftuch ist ein Kernelement des Islam. Das Kopftuch freiwillig zu tragen bedeutet ein offenes zur Schau stellen einer politischen Ideologie. Bezeichnend ist in diesem Zusammenhang auch die Kandidatur der Kopftuchträgerin Gülsum Namaldi für die SPÖ bei den Wiener Gemeinderatswahlen, die meines Wissens der AKP, der regierenden islamistischen Partei in der Türkei, nahe steht. Ihre für unkritische und naive Europäer wohlklingenden Worthülsen scheinen Produkt eines PR-Beraters zu sein. Im Mittelpunkt steht bei ihr immer der Islam. Es wird einfach nicht zur Kenntnis genommen oder verleugnet, dass der Islam antisozialistisch und frauenfeindlich ist.

http://www.exmuslime.at/

Emil Rabe ist freier Autor und lebt in Oberösterreich.

BEZAHLTE ANZEIGE

Warum der Islam kritisiert werden muss

Stephan Grigat über Djihadisten, Kulturrelativisten und Abschiebefanatiker

Als moderner und vernunftbegabter Mensch würde man die Religion nur zu gerne links oder rechts liegen lassen und sich auf den Austausch der besten Propheten-, Jesus- und Messiaswitze beschränken. Doch die letzten Jahre haben gezeigt, dass das, was heute unter Religion firmiert, zu ernst ist, als dass man es mit den Mitteln der Humorkritik erledigen könnte – auch wenn einige religiöse Dogmen und Vorstellungen tatsächlich erst einmal als schlechter Witz erscheinen. Man denke nur an die Behauptung, Jihadisten, die sich auf israelischen Gemüsemärkten in die Luft sprengen, würden im Paradies mit ein paar Dutzend Jungfrauen belohnt. Leider geht es beim jihadistischen Suicide Bombing nicht um eine gedankliche Schrulle, sondern um eine blutige gesellschaftliche Praxis. Die Reaktionen auf den so genannten Karikaturenstreit und vor allem der Mordanschlag auf den dänischen Zeichner Kurt Westergaard verdeutlichen eines: Witze insbesondere über die islamische Religion verharmlosen das Problem eher als es zu erhellen. Lustig machen könnte man sich darüber, wenn es nur das Privatunvergnügen lustfeindlicher Obskuranten wäre, sich irgendwelchen unsinnigen Ernährungs-, Abbildungs- und Sexualvorschriften hinzugeben. Wenn ein paar harmlose Karikaturen einen mittleren Aufstand am halben Globus auslösen können, wenn Gruppierungen wie die Hamas Wahlen gewinnen, wenn ein esoterischer Spinner mit Vorlieben für feudalistische Herrschaftsstrukturen wie der Dalai Lama als Vorbild ganzer Generationen über alle politischen Grenzen hinweg fungiert, wenn die katholische Homophobie in Polen und die russisch-orthodoxe in Moskau wieder als militanter Mob in Erscheinung tritt, wenn also das schon tausendfach Totgesagte sich heute als ausgesprochen lebendig erweist – im Falle des jihadistischen Islam als dermaßen lebendig, dass es für Ungläubige eine tödliche Bedrohung darstellt –, dann müsste man noch einmal zum Anfang zurück und sich Grundlagen der Religionskritik vergegenwärtigen.

Gleichzeitig kann man aber nicht bei solch einer allgemeinen Religionskritik stehen bleiben. Es ginge darum, deutlich zu machen, inwiefern Religionen unterschiedlich weit entfernt sind vom Gedanken materialistischer Aufklärung und Kritik; dass manch religiöse Strömung eine Vermittlung des Glaubens mit der Vernunft anstrebt, während andere die Ratio für reines Teufelszeug halten; dass es Formen von Religiosität wie etwa den jüdischen Messianismus gibt, die vor allem die Sehnsucht nach dem ganz anderen bewahren, die also auch den Gedanken an eine befreite Gesellschaft in wie auch immer deformierter Form aufrechterhalten, anstatt die gewaltsame Vermittlung im falschen Bestehenden durchzusetzen. Kurz: Man müsste die Unterschiede zwischen den Religionen thematisieren.

Es geht heute darum, die bürgerlichen Freiheiten von Leuten wie Ayaan Hirsi Ali zu verteidigen, die den Propheten einen perversen Tyrannen nennt, von Hip-Hopern, die Jesus als Bastard titulieren, und von israelischen Poplinken, die verkünden, dass der Messias nicht kommen wird. Die Frage, warum die beiden Letztgenannten ähnlich wie Manfred Deix mit Kritik, Empörung und schlimmstenfalls mit aberwitzigen strafrechtlichen Konsequenzen leben müssen, Ayaan Hirsi Ali aber mit Morddrohungen und Kurt Westergaard mit Mordversuchen konfrontiert sind, lässt sich nur erklären, wenn in Zukunft versucht wird, die entscheidenden Unterschiede zwischen den Religionen und ihrer jeweiligen Funktion in den heutigen Gesellschaften zu thematisieren, anstatt in einen abstrakten Wald- und Wiesenatheismus zu verfallen, dem alles eins ist.

Vor diesem Hintergrund geht es um eine materialistische Kritik am Islam, keineswegs nur des »Islamismus«. Nicht nur militante radikalislamische Strömungen, sondern auch große Teile des orthodox-konservativen Mainstreams im Islam sind von Antisemitismus, Homophobie und Misogynie geprägt. Eine global orientierte Kritik der dominanten Strömungen des Islam wird konstatieren müssen, dass sich heute gerade unter dem Banner Allahs die Kräfte der Gegenaufklärung und die Todfeinde der Freiheit sammeln.

Man vergegenwärtige sich nur, dass auch einflussreiche Vordenker, die als Kämpfer *gegen* den islamistischen Djihadismus gelten, durchaus üble Antisemiten sein können. Der dieses Jahr verstorbene Mohammed Sayyid Tantawi beispielsweise galt als einer der renommiertesten Gelehrten des sunnitischen Islam und war Großscheich der Al-Azhar-Universität von Kairo, die weit über die Grenzen Ägyptens Einfluss hat. Mit seiner in mehreren Auflagen publizierten Dissertation hat Tantawi, der als Kritiker des Djihadismus gilt, einen antisemitischen Klassiker geschrieben mit Kapiteln wie »Das jüdische Unheilstiften auf Erden«, wo man erfährt, dass das Verzehren nichtjüdischen Blutes ein religiöser Ritus bei den Juden sei. Tantawi zitiert zustimmend »Mein Kampf« und beruft sich auf den antisemitischen Klassiker »Die Protokolle der Waisen von Zion«.

Ein weiterer islamischer Vorkämpfer gegen den Islamismus ist Dato Seri Mahathir, bis 2003 der Premier Malysias. Nach dem 11. September ließ er gut 70 Islamisten verhaften und Hunderte von Koranschulen schließen. Mit dem radikalen Antisemitismus von Al-Quida dürfte er aber einiges anfangen können. 2003 eröffnete er die bis dahin größte Tagung der *Organisation der Islamischen Konferenz*, dem wichtigsten Zusammenschluss der islamisch dominierten Staaten, und führte aus: »Die Juden beherrschen heute mittels ihrer Strohmänner diese Welt. Sie lassen andere für sich kämpfen und sterben. (...) Die Juden erfanden und förderten erfolgreich Sozialismus, Kommunismus, Menschenrechte und Demokratie. ... Mit diesen Rechten haben sie nun die Kontrolle über die mächtigsten Länder gewonnen.« Von Mahatir kennt man so etwas: 1984 verbot er den New York Philharmonics die Einreise, weil sie Blochs »jüdische Rhapsodie« auf dem Programm hatten. 1994 verbot er »Schindlers Liste«. 1997 erklärte er die Juden zu den Verantwortlichen für die Finanzkrise in Asien.

Ein einsamer Spinner, werden vielleicht einige sagen. Aber Mahathirs Rede wurde 2003 in der islamischen Welt begeistert aufgenommen. Von keinem einzigen Deligierten von den 57 vertretenen islamischen Staaten ist ein Protest überliefert. Im Gegenteil: Die Mehrheit der mehreren tausend Zuhörer dankten ihm mit standing ovations. Der jeminitische und der ägyptische Außenminister sowie der afghanische Präsident verteidigten Mahathir nachdrücklich gegen Antisemitismusvorwürfe aus dem Westen.

Wenn man in aller Kürze festhalten möchte, was die ideologischen Charakteristika des politischen Islams sind, die ihn offenbar auch für einige Linke attraktiv erscheinen lassen, kann konstatiert werden: Er ist basisdemokratisch im Sinne der Verunmittelbarung von Herrschaft. Er ist wohlfahrtsstaatlich im Sinne einer Almosenökonomie, egalitär im Sinne der repressiven Gleichheit einer Volks- oder Religionsgemeinschaft, antikapitalistisch im Sinne eines Aufstands gegen die abstrakten und unpersönlichen Seiten des modernen warenproduzierenden Systems. Und er ist antiimperialistisch im Sinne einer auf die authentische Volkskultur setzende, gegen Verwestlichung gerichtete Regression. All das kulminiert gewissermaßen im Antisemitismus, der nicht einfach ein Vorurteil gegenüber Juden meint, sondern eine umfassende Weltanschauung darstellt.

Große Teile der Linken halten die Kritik am Islam per se für rassistisch, während einige Konservative sie zur Wiederbelegung jenes christlichen Glaubens verwenden wollen, der philosophisch bereits seit 200 Jahren erledigt ist. Die etablierte Linke überlässt die Kritik des Islam den Fremdenhassern von rechts, anstatt eine an Emanzipation, Aufklärung und Humanismus orientierte Kritik an der islamischen Menschenzurichtung zu formulieren. Es geht heute um eine universalistische Islamkritik, die sich zugleich gegen die rechten Fremdenfeinde wendet. Es ist ja kein Zufall, dass Parteien wie die FPÖ, aber auch aus einer gänzlich anderen ideologischen Tradition kommende Politiker wie Geert Wilders in den Niederlanden, auf jedes irgendwie mit dem Islam in Zusammenhang stehende oder gebrachte Problem nur mit einem grauenhaften Abschiebefanatismus reagieren können. Denn bei »denen da unten«, wie es im Jargon solcher Leute heißt, haben zumindest viele Freiheitliche gar kein Problem mit dem Islam. Im Orient halten sie ihn ausgehend von ihrem ethnopluralistischen Weltbild vielmehr für die angestammte Lebensweise, die – und hier treffen sie sich mit den linken Kulturrelativisten – nicht kritisiert werden sollte. Dementsprechend unterhalten gar nicht wenige Politiker aus dem rechtsradikalen Milieu hervorragende Beziehungen zur Islamischen Republik im Iran und zahlreiche Neonazis bewundern einen Radikalislamisten wie Ahmadinejad als neuen Helden eines globalen antiwestlichen Kampfes.

Einer kosmopolitischen Islamkritik hingegen ist es egal, ob eine Frau in Linz oder im Libanon unter das Kopftuch gezwängt wird, ob Islamisten in Reutte oder in Ramallah gegen Homosexuelle hetzen und ob eine Synagoge in Köln oder in Kairo angegriffen wird. Man kann gar nicht oft genug an jene Parole erinnern, unter der 1979 zehntausende Frauen im Iran gegen die Einführung der Zwangsverschleierung demonstriert haben: »Emanzipation ist nicht westlich oder östlich, sondern universal.«

Stephan Grigat ist Lehrbeauftrager für Politikwissenschaft an der Uni Wien, Autor von »Fetisch und Freiheit. Über die Rezeption der Marxschen Fetischkritik, die Emanzipation von Staat und Kapital und die Kritik des Antisemitismus« (ça ira 2007) und Mitherausgeber von »Iran im Weltsystem. Bündnisse des Regimes und Perspektiven der Freiheitsbewegung« (Studienverlag 2010).



Der Mob, der sich »Elite« nennt

Günther Jacob über den neuen Sozialrassismus in Deutschland.

Süddeutsche, 9.9.2010

Angriffe auf Zugbegleiter - vor allem in der 1. Klasse

Dass sie Zugbegleiterin werden würde, wusste Carmen Niedermaier schon, als sie noch zur Schule ging. Vor zwölf Wochen hat die 28-Jährige gekündigt. Neben Niedermaier steht Jonas Berg. Die Beschimpfungen, denen er sich Tag für Tag ausgesetzt sieht, machen auch ihn mürbe. In der 1. Klasse, so hat es Carmen Niedermaier erlebt, waren die verbalen Attacken oft am schlimmsten. »Da denken sie offenbar, mit der Fahrkarte kaufen sie gleich das Zugpersonal mit.« Ein Gast hat ihr mal ins Gesicht gespuckt. Im Disput zuvor hatte er sich als »Fernsehjournalist« zu erkennen gegeben. »Im Zug«, sagt Carmen Niedermaier, »hatte ich das Gefühl, funktionieren zu müssen«. Vor allem, wenn sie beschimpft wurde, weil sich der Zug verspätet hatte. In solchen Fällen legten »die Geschäftsleute in der 1. Klasse sämtliche Manieren beiseite«, berichtet sie, »die Angriffe sind unter jedem Niveau«. »Schlampe« war noch eine der freundlichen. Im ersten Halbjahr 2010 verging keine Woche, in der nicht Bahnmitarbeiter Opfer von Gewalt wurden - ein Zuwachs von 20 Prozent.



Tagesspiegel, 27.8.2010

In- und ausländische Unterschichten

Wahrscheinlich fände manche Akademikerfamilie an einem Vorschlag Sarrazins Geschmack: Das Kindergeld für alle wird gestrichen und durch eine akademische Fortpflanzungsprämie ersetzt: Frauen mit Hochschulabschluss bekommen für jedes Kind, das sie vor Abschluss des dreißigsten Lebensjahres zur Welt bringen, die schöne Summe von 50.000 Euro. Sarrazin hat nichts gegen Staatsknete, er will sie nur nicht politisch, sondern biologisch korrekt verteilen. [Vorabdrucke von Sarrazins Hetzschrift erschienen gleichzeitig in »Spiegel« und »Bild«].

****

Völkischer Sozialrassismus als Kulturkampf

»Ich halte 10% Sterilisierungen in jeder Generation für durchaus nicht zuviel. Es würde zweifellos im Interesse unseres Vaterlandes liegen, wenn das untüchtige Drittel der Bevölkerung keine Nachkommen haben würde.« (Fritz Lenz, Menschliche Erblichkeitslehre und Rassenhygiene, 1932)

In der jüngeren Vergangenheit mehren sich die Erscheinungsformen eines aggressiven Sozialrassismus der deutschen Neobourgeoisie gegen die – von ihr durch Niedriglöhne und Hartz-IV selbst geschaffene – »Unterschicht«. Es sind vor allem die Feuilletons der überregionalen Tageszeitungen (besonders FAZ und Süddeutsche) und des Spiegels, die Demagogen wie Paul Nolte, Gunnar Heinsohn, Arnulf Baring, Karl-Heinz Bohrer, Peter Sloterdijk oder Thilo Sarrazin viel Platz für ihre sozialdarwinistischen »Manifeste« einräumen.

Zu den Diskurs-Bausteinen der neuen »Bürgerlichkeit« gehört die Polemik gegen die »schleichende Sozialdemokratisierung des Parteien-Systems« und gegen den »Steuerstaat«, der die »Leistungsträger« ausbeute und diese Finanzmittel an unproduktive und parasitäre (migrantische wie eingeborene) Transferzahlungs-Empfänger umverteile. *»Lebten im ökonomischen Altertum die Reichen unmissverständlich und unmittelbar auf Kosten der Armen, so kann es in der ökonomischen Moderne dahin kommen, dass die Unproduktiven mittelbar auf Kosten der Produktiven leben.«* (Sloterdijk in der FAZ). Die FDP hat mit dieser Demagogie bei der letzten Bundestagswahl fast 15 Prozent gewonnen.

Die Verachtung für die »schmarotzenden Klassen«, insbesondere für Hartz IV-Bezieher und ihre »Transferbabys«, ist der Kern einer Herrenmenschenprosa, die ganz unverhohlen die während der Finanzkrise versenkten Milliarden durch weitere Verarmung der Armen reinholen will (»Sparpaket«) und neben Umerziehungsprogrammen (»Aktivierung« von ALG II-Beziehern, fristlose Entlassungen wegen »Diebstahls«) »eugenische« und »rassenhygienische« Maßnahmen gegen den minderbemittelten Pöbel fordert. Ein ähnlicher biologistischer Diskurs bereitete einst die Zwangssterilisierungen vor (s.a. die Seite zum KH Elim[1]).

Dieser *Rückfall der bürgerlichen Distinktion in die pure Unterdrückung* und das tiefe Verlangen nach einer Reorganisation des »wiedervereinten deutschen Volkes« zur hundertprozentigen »Rasse«, hat die Gestalt eines Kulturkampfes »von oben« angenommen, einer *Propaganda der Ungleichheit*, die sich nicht mehr in den sonst üblichen Konsum-gestützten Distinktionsbemühungen erschöpft, sondern mehr oder weniger *militante Formen* annimmt, die von Sarrazins Hetze bis zu der Hamburger Bürgerbewegung reichen, die gegen die Verlängerung des gemeinsamen Schulbesuchs von Kindern aus heterogenen Milieus mobilisierte.

»Rückbesinnung auf christlich-abendländische Werte«

In der bürgerlichen Gesellschaft kursieren verschiedene Erklärungen für die bestehenden Status- und Einkommenshierarchien. Bevorzugt wurde in den letzten Jahrzehnten der Hinweis auf überragende *eigene* Leistungen. Obwohl das selten besonders überzeugend ist, ist diese Form der Legitimation immerhin besser als der Aberglaube, »**Gott**« sei der große gesellschaftliche Platzanweiser. An die Stelle von »Gott« tritt bei den völkischen Eugenikern die Auslese »gesunder« und »hochwertiger« **Erbanlagen**. Von daher scheint es nicht ganz zu passen, dass der neue sozialdarwinistische Eliten-Diskus von einer Renaissance des Religiösen begleitet wird. Doch in diesem Fall werden alle Register gleichzeitig gezogen.

Der neue völkische Sozialrassismus ist häufig religiös grundiert, und in dieser Variante reicht er inzwischen bis in die Vorstandsetagen großer DAX-Unternehmen, wo es nicht mehr unüblich ist, nach Verlesung des Geschäftsberichts »Gott« für seine Hilfe zu danken. Auch in der Bankenstadt Frankfurt *»registriert man viele erwachsene Taufbewerber, nicht wenige aus dem Bankenumfeld. Die Kirchen denken darüber nach, in der Mittagspause Messen zu feiern«* (FAZ, 7.8.10). In Stuttgart wurde soeben von katholischen und evangelischen Pastorenmanagern die Aktiengesellschaft »Kirche und Wirtschaft« (Kiwi-AG) gegründet, eine Unternehmensberatung, bei der die Vermittlung »christlicher Werte« besondere Berücksichtigung findet. Unter Anleitung von Pastoralreferenten und Geschäftsführern »gemeinnütziger« Kapitalgesellschaften, buchen dort komplette Führungsriegen Frankfurter Bankhäuser Seminare, wo in Anlehnung an die bei klerikalen Unternehmen üblichen *»Unsere Werte verbinden«*-Sprechblasen, neue Unternehmensleitbilder entworfen werden. Dieser Trend prägt längst auch den Nachwuchs: In den Schulen der »besseren Viertel« sind Jugendliche, die nicht zur Konfirmation gehen, bereits seit einigen Jahren in der absoluten Minderheit.

Zur Renaissance des Religiösen gehört auch, dass man hin und her gerissen ist zwischen Islamneid und Islamverachtung. Man beneidet den Islam als Ordnungsfaktor und als eine ideologische Macht, die Unterwerfung als »antidekadenten« Tugendterror durchsetzt. Aus der Re-Islamisierung migrantischer Milieus macht man vor allem ein Argument für die Re-Christianisierung des öffentlichen Lebens: *»Muslimische Schüler erwarten von ihren christlichen Klassenkameraden eine christliche Erkennbarkeit«* (Tebartz-van Elst, Bischof von Limburg). Als es kürzlich auf dem *Deutschen Juristentag* um die Einführung einer staatlich sanktionierten Islam-Lehre an deutschen Schulen ging, gab es 115 Ja-Stimmen und zwei Ablehnungen. Die Debatte war nicht zuletzt von der Erwartung bestimmt, dass sich dadurch der missionarische christliche Religionsunterricht und die Kruzifixe an staatlichen Schulen noch besser rechtfertigen lassen. Selbst die FAZ wunderte sich: *»Freunde der Laizität gibt es hier kaum – nur eine Handvoll Teilnehmer sträubt sich gegen religiöse Symbole in der Schule.«*

Auch bei dem rechten Antiislamismus von Sarrazin & Co. geht es weder um Religionskritik noch um die Lage muslimischer Frauen. Es geht allein um »Überfremdung«, und an diesem Punkt schlägt der Islamneid der »Eliten« wieder um: Man hat nichts gegen islamische Regimes und den Beitrag des Islam zur Selbstethnisierung der Migranten, aber es muss klar bleiben, wer hier über die »Leitkultur« bestimmt und dass bei der Verwaltung der »Unterschichten« auf die Herstellung einer völkischen Hierarchie geachtet wird.

Der Kulturklassenkampf von oben zeigt Wirkung auch bei denen, gegen die er sich richtet. Dass die »Vererbung der Intelligenz« Ursache von Ungleichheit ist, leuchtet auch manchem Leser der Boulevard-Zeitung ein, die das täglich propagiert. Außerdem gibt es etwas weiter »unten« immer noch einige, gegen die man sich abgrenzen kann, nicht zuletzt weil der Sozialrassismus stets auch ein völkisches Angebot enthält: Die autochthone »Unterschicht« steht über der migrantischen.

Fasziniert verfolgen viele Subalterne auch die medial inszenierten Lebenswelten der Celebrities der selbsternannten »Eliten«. Besonders wenn sie *»adliger Herkunft«* sind wie *Karl-Theodor zu Guttenberg, Florian Henckel von Donnersmarck* und andere Lieblinge von FAZ und Bild. Mit einem Titel wie *Otto Friedrich Wilhelm von der Wenge Graf Lambsdorff* war in den 1980 und 1990er Jahren noch keine besondere Aura aus verbunden. Heute wird das »Ehepaar zu Guttenberg« fast jeden Tag auf den Titelseiten gefeatured: Adelstitel fördern den Glauben an die genetische Überlegenheit des Mobs, der sich »Elite« nennt.

Günther Jacob ist Autor und Publizist und lebt in Hamburg.

---

1) http://keindiakonieklinikum.blogger.de/stories/1190261/#elim02a

Die politische Differenz denken



Anmerkungen zu »Die politische Differenz«, dem neuen Buch des Philosophen Oliver Marchart von *Didi Neidhart*.

Es ist wahrlich kein leichtes, daher jedoch umso wichtigeres Unterfangen, auf das sich Oliver Marchart, Professor am Soziologischen Seminar der Universität in Luzern, hier eingelassen hat. Geht es doch um nichts weniger als um eine kritische Einführung in jenes »postfundamentalistische« Denken, das sich seit Jahrzehnten der theoretischen Ausarbeitung der Differenz zwischen »der Politik« und »dem Politischen« widmet. Gerade weil diese Positionen im deutschsprachigen Raum nach wie vor quasi als Underground bzw. philosophische Subkultur des Politischen gehandelt werden, besteht die Leistung Marcharts vor allem auch darin, unterschiedlichste Positionen zusammen zu bringen. Und das verläuft alles andere als konfliktfrei. Wie sollte es auch sein, angesichts eher prodemokratischer Positionen (von Claude Leforts neomarxistisch-gramscianischem bis hin zu Jean-Luc Nancys eher anarchistischem Ansatz), antidemokratischer (exemplarisch Alain Badious Maoismus und Slavoj Zizeks Flirts mit dem Stalinismus) sowie ebenso neomarxistisch wie von Gramsci beeinflusster links-demokratischer Positionen (Ernesto Laclau).

Dabei mag es zuerst befremden, wenn hier linke Theorien bei Heidegger, bzw. im konkreten Falle beim »französischen Linksheideggerianismus« ihre Ausgangspunkte finden. Heidegger quasi von links zu nehmen mag angesichts seines Verhältnisses zum Nationalsozialismus paradox erscheinen. Aber auch Nietzsche wurde bekanntlich schon in den 1930er Jahren von französischen Intellektuellen links gelesen (der »Übermensch« sozialistisch, kollektiv gedeutet, Ideen der Vielheiten anti-humanistisch weiterentfaltet). Diese Nietzsche-Lektüre war dann auch für viele (etwa für Foucault) der vorbereitende Einstieg in das Werk von Heidegger (mit »Sein und Zeit« von 1927 im Zentrum). Diese Spuren (und nicht die anti-modernen, technikfeindlichen des späteren Heidegger) finden wir nicht zuletzt auch bei Derrida, Deleuze und Lacan, für den Heideggers NS-Affinitäten nur ein weiterer Beweis dafür waren, dass große Denker nicht immer selbst auf der Höhe ihres eigenen Denkens anzutreffen sind.

Vor allem Heideggers Unterscheidung zwischen einem ontischen Sein und einem ontischen Seiendem (die »ontologische Differenz«) stellt hierbei jene Denkfigur dar, von der aus für Marchart im französischen Diskurs überhaupt erst ein Denken einer »politischen Differenz« zwischen den Bereichen »des Politischen« und »der Politik« möglich ist. Das »Postfundamentalistische« dieses Denkens (worunter für Marchart exemplarisch auch queere »postidentitäre soziale Bewegungen« fallen) besteht nun darin, nicht erneut in Letztbegründungen zu verfallen (wie es der Anti-Fundamentalismus gemeinsam mit dem Neofundamentalismus tut), sondern von stets umkämpften, nie endgültig hegemonialen Status erreichenden Terrains zu sprechen. Es verwundert daher auch nicht, dass neben Heidegger vor allem Gramsci mit seiner Theorie eines permanenten »Stellungskriegs« eine gewichtige Rolle spielt. Auch wenn es dabei nur zu minimalstem Landgewinn kommt, kann auch die (zahlenmäßig) kleinste Aktion etwas bewirken, indem sie, wie Marchart es formuliert »den Dominanzdiskursen immer Arbeit an ihrer eigenen Hegemonie«, machen (etwa wenn von eh »kindgerechter Schubhaft« oder der Gleichbehandlung von militanten TierschützerInnen und Neonazis die Rede ist).

Unter »Postfundamentalismus« versteht Marchart konkret Prozesse unabschließbarer Infragestellungen scheinbarer Letztbegründungen (Identität, Staat, Nation, Geschlecht, Gene). Jedoch geht es nicht um den postmodernen Allgemeinplatz, dass nix fix ist und anything goes. Die postfundamentalistische »Hypothese von der Abwesenheit eines letzten« jedoch »nicht eines jeden Grundes« behauptet nicht den Verlust jeglicher Fundamente (wie es der Anti-Fundamentalismus tut und wie Leforts »Auflösung der Grundlagen aller Sicherheit« suggeriert), sondern strebt deren Subversion an. Die »Krise des fundamentalistischen Denkhorizonts« (von der Finanzkrise bis hin zur Krise so genannter »Volksparteien«) weist ja in mindestens zwei Richtungen. Einerseits stellt sie eine direkte »Begegnung mit dem abwesenden Grund der Gesellschaft« dar, erscheint als »Realisierung der Grundlosigkeit«. Andererseits kommt es – gerade weil die Konfrontation mit dieser Leere so traumatisch ist – zu politischen Neo-Fundamentalismen, die Gesellschaft erneut als quasi unwandelbare (Volks-)Gemeinschaft definieren. Dazu gehört ebenso der »ökonomische Determinismus« des Neoliberalismus mit seiner Idee eines Marktes, der rein nach (kapitalistischen)Naturgesetzen funktioniere wie die schon von Foucault beschriebenen »gouvernementalen Techniken«. Also das, was Lacoue-Labarthe/Nancy den »öko-sozio-techno-kulturellen Komplex« nennen (worunter u.a. die Naturalisierung/Biologisierung des Sozialen durch Genetik und Neurowissenschaften zu verstehen ist).

Wobei statt von der Naturalisierung des Sozialen auch von der Kulturalisierung gesprochen werden kann. Laufen doch Debatten wie jene um »Ausländer« genau auf diesen Ebenen. Dazu muss jedoch zuerst eine Gesellschaft (ein Gebilde, das im post-fundamentalistischen Denken per se nie eine Ganzheit erlangen kann, außer als totalitäres Phantasma) zu einer homogenen Gemeinschaft hochstilisiert werden.

Nur, was für eine Gesellschaftsform haben wir dann? Leforts berühmtes Diktum, dass in Demokratien »der Ort der Macht leer« sei (die jetzige SPÖ/ÖVP-Regierung ist dabei nur ein Beispiel), zeigt sich im »postdemokratischen« Diskurs ja gerade dadurch, dass der »entleerte Ort der Macht« mit allen Mitteln geleugnet und mit totalitären Ansprüchen (von Berlusconi über Sarkozy bis hin zu Fekter und den Prölls) aufgefüllt werden will. Die Leugnung des »kontingenten Grunds« der Demokratie (als instabiles Gewusel unterschiedlichster Partikularinteressen) stellt diese selbst in Frage, »dort kann im strengen Sinn nicht länger von Demokratie die Rede sein.« (Marchart)
Das Politische (also die Antagonismen im Inneren) wird dabei zu einem Antagonismus zwischen einem als selbstidentisch herbei fantasierten »Wir« und einem als ebenso homogen gedachten »die Anderen«. Es geht also auch um die Frage, warum der scheinbar einzige Antagonismus, dem wir in der real existierenden Politik begegnen ein rassistischer, rechtsradikaler ist – und warum genau dieser (und nicht etwa jener der Klassenunterschiede, der ökonomischen Ungleichverteilung) zugelassen wird. Soziale und politische Interventionen werden abgelehnt, kommen jedoch als »Polizei« im Sinne von Rancière zurück. Etwa wenn der »anteilslose Teil der Gesellschaft« (Rancière) eine Teilhabe an der Gesellschaft fordert und das Innenministerium die (Fremden-)Polizei mit einem Abschiebebefehl schickt, sich also »Polizei und Politik in der Behandlung eines Unrechts begegnen« (Rancière).

Gerade gegen diese Ausklammerungen der »politischen Dimension des Sozialen« wenden sich nun postfundamentalistische Positionen. Zentraler Punkt ist dabei für Marchart, dass sich das »politische Denken« als »Denken des Politischen neu erfinden« muss. Das mag zuerst einfach und logisch klingen, wie eine klassische linke Aufforderung alte Zöpfe abzuschneiden. Nur, so easy ist das alles nicht. Andere, neue Politikbegriffe müssen zuerst einmal erarbeitet, gedacht werden. Hier kommt nun die Philosophie ins Spiel als ein »Denken ohne Geländer« (Hanna Arendt), dass sich jenseits vermeintlich objektiver Wissenschaften (Politikwissenschaft, Geschichte, Soziologie) ereignet.

Emanzipatorische Politik ist für Marchart ohne die »konstante Infragestellung der eigenen Praxis« (welche Ausschlüsse werden selber produziert, was ist unter »Wir« zu verstehen?) nicht denkbar. Die Einsicht in die eigene instabile Identität definiert dabei auch den Blick auf »die Anderen« und deren instabile Identitäten. Und erst die »Selbst-Verkennung« der eigenen Gespaltenheit ermöglicht ein kollektives Handeln im Sinne eines »als ob« (im Gegensatz zum Vorurteil, dass postidentitäre Theorien »Subjekte« handlungsunfähig machen), bei dem partikulare Forderungen (bessere Bildungschancen) mit anderen Inhalten (Anti-Rassismus) verknüpft werden.

Das »Denken des Politischen« ist noch nie ohne – mitunter hochkomplexe – Theoriewälzer ausgekommen. Wobei nach der Lektüre vor allem auch eines klar wird: Wer das alles schon im Keim ersticken will, kürzt am bestem im Bildungssektor.

Didi Neidhart lebt in Salzburg. Er ist Chefredakteur des österreichischen Musikmagazins »skug« (Wien), schreibt Artikel für u.a. »testcard«, »fiber«, »Pride«, »ray - Filmmagazin« sowie diverse Kunstkataloge und ist DJ und Musiker.

Oliver Marchart: Die politische Differenz. Zum Denken des Politischen bei Nancy, Lefort, Badiou, Laclau und Agamben; stw 1956; Suhrkamp Verlag, Berlin 2010; 394 S., 14 Euro



Maskulistische Umtriebe und antifeministische Hetze

Rabia Emanzotti über die Männer- und Väterrechtsbewegung

Als Mitte Juni 2010 österreichische Väterrechtsbewegte europaweit zur Daddy's Pride-Demo nach Wien aufrufen, kommt es erstmals zu einer breiteren Thematisierung der Forderungen und Positionen der sogenannten maskulistischen Männerbewegung innerhalb linker Zusammenhänge. Viel ist nicht bekannt – doch dank Internetrecherche kann sich rasch in die krude Gedankenwelt der Männer- bzw. Väterrechtsbewegung eingelesen werden.
Auf diversen Websites mit klingenden Namen wie *http://www.genderwahn.com/*, *http://www.vaterverbot.at/*, *http://www.maskulist.de/*, *http://www.pappa.com/* oder *http://www.manndat.de/* finden sich vor allem zutiefst misogyne und antifeministische Inhalte mit atemberaubenden Verschwörungstheorien und selbstmitleidigem Männergejammere.

Dabei sieht auf dem ersten schnellen Blick alles so engagiert und egalitär aus. Mann wolle endlich auch Verantwortung für die Kinder übernehmen, nicht länger nur »Zahlvater« sein, sondern auch regelmässig Kontakt zum Kind haben anstatt nur ein »Besuchsrecht«, in sämtlichen Entscheidungen eingebunden sein und außerdem nicht länger zusehen, wie Kinder, die ohne Väter aufwachsen müssen, drogensüchtig, kriminell oder selbstmordgefährdet werden.

Kratzt mensch an der Oberfläche der Bewegung, wird bald erkennbar, unter welchem Deckmantel die Maskulisten tatsächlich arbeiten: Sexismus, Antifeminismus, Homophobie, Biologismus und vor allem enorme finanzielle Interessen sind Kernelemente ihrer reaktionären Politiken.

Dabei fing alles so gut an

Die Wurzeln der »Männerbewegung« gehen zurück auf linksradikale, profeministische Selbsterfahrungsgruppen, die ab Mitte der 70er Jahre vor allem in Deutschland – durchaus in Begleitung von autonomen Feministinnen – ihre Rolle als Mann in der Gesellschaft zu hinterfragen begannen. Themen, die behandelt wurden, waren z.B. radikale Selbsttherapie, Homophobie und versteckte Homosexualität, Verhütung, Kinder(erziehung) oder die Thematisierung von sexistischen Strukturen.
Ab Mitte der 80er entwickelte sich, beginnend in der USA, Kanada, Australien oder Großbritannien, eine neue, konservative Männerrechtsbewegung, die die männliche Vorherrschaft als »naturgegeben« betrachtet und auf das »natürliche Gleichgewicht der Geschlechter« pocht. In Analogie zum verhassten Feminismus, der als Grundübel und Sündenbock für sämtliche Ungerechtigkeiten herhalten muss, bezeichnen sich die Aktivisten dieser Bewegung als »Maskulisten«. Da aufgrund der feministischen Errungenschaften der letzten Jahrzehnte wie beispielsweise erleichterte Zugänge zu Abtreibung und Scheidung, Einführung von Frauenquoten, Gender Mainstreaming, Initiativen gegen Gewalt an Frauen oder allgemeine Mädchen- und Frauenförderungsprogramme das »Gleichgewicht der Geschlechter« außer Kontrolle geraten sei, gelte es nun, dieses wieder herzustellen.

Die bedeutendste Ausprägung der Männerrechtsbewegung ist die Väterrechtsbewegung, die medial durch spektakuläre Aktionen wie z.B. ein als Batman verkleideter Vater am Balkon des Buckingham Palace oder militantes Auftreten gegen RichterInnen*, Feministinnen oder PolitikerInnen* für Aufsehen sorgt.
Insbesondere durch die »verweiblichte« Justiz und eine Rechtssprechung, die ab Ende der 80er Jahre durch beispielsweise juristische Anerkennung von Gewalt gegen Frauen tendenziell frauenfreundlicher agiert, fühlen sich diese Männer bezüglich Obsorge- und Unterhaltsregelungen benachteiligt und als »Zahlväter« missbraucht. Die »Auswüchse« dieser familienrechtlichen Entscheidungen sei eine völlige Abwesenheit von männlichen Vorbildern und weiters eine »Verweichlichung« der Burschen, was das vorherrschende »Ungleichgewicht zwischen den Geschlechtern« noch weiter vorantreibe.

Väterrechte oder rechte Väter?

Die Väterrechtler organisieren sich vor allem in Vereinen und Parteien und suchen ohne Berührungsängste nach links oder rechts nach Bündnispartnern für ihre Interessen. Dennoch kann behauptet werden, dass der wichtigste politische Partner der Väterrechtler die FPÖ ist, da vor allem einzelne Vertreter wie z.B. der Nationalratsabgeordneter Norbert Hofer immer wieder die Anliegen der Väterrechtler aufgreifen und somit auch in einen wirksameren öffentlichen Diskurs bringen. Im Speziellen für die Website *http://www.trennungsopfer.at/*, die eigentlich den eigenen Angaben zufolge eine »unabhängige Plattform gegen Unrecht« sein will, fungiert als Medieninhaber der Freiheitliche Parlamentsklub. Als Aktivisten finden sich allerdings Männer aus sämtlichen Spektren der Gesellschaft in den diversen Gruppierungen wieder, wo sie ihren Hass auf den Feminismus mit anderen Brüdern im Geiste zelebrieren können.

Take a closer look…

Eine genauere Betrachtung der Forderungen der Väterrechtler zeigt, dass die oft einkommensstärkeren Väter in erster Linie für eine Neuregelung der Unterhaltspflicht plädieren, um weniger Alimente für ihre Kinder zahlen zu müssen. Sie behaupten, dass geschiedene Frauen sich auf Kosten der Väter in Luxus und Wohlstand wälzen und darüber hinaus über ihre dummen, brav zahlenden Ex-Männer lachen. Komisch, dass in der Armutsfalle dann erst recht wieder die alleinerziehenden Mütter landen! Den Vätern geht es nicht um den Kampf für ein Grundeinkommen, bessere Kinderbetreuungseinrichtungen oder die staatliche Zahlung unbezahlter Erziehungs- und Hausarbeit, sondern um die Verbesserung der finanziellen Lage der Männer auf Kosten ihrer Ex-Frauen und Kinder und um die Rückeroberung der Kontrolle über die verlorene Frau.

Gemeinsam mit dem Versuch der Unterhaltspflicht zu entgehen, behaupten die Väterrechtler, dass sie vermehrt an der Obsorge ihrer Kinder beteiligt sein wollen. Konkret geht es aber in der Auseinandersetzung um die gemeinsame Obsorge darum, überall dort Mitspracherechte zu bekommen, wo Männer in das selbstbestimmte Leben ihrer früheren Partnerin eingreifen können. Mit der gemeinsamen Obsorge können z.B. Umzugspläne der Frau wegen eines besseren Job durch den Kindsvater verunmöglicht werden – die Mobilität der Frau ist somit an den »good will« des Ex-Mannes gebunden - und der Kontrolle, Überwachung und Bevormundung der Exfrau steht nichts im Wege.
Diese Väter kämpfen an vorderster Front gegen die alleinige Obsorge der Mutter, die vor allem bei Gewalttätigkeit des Vaters der Mutter nach gründlicher juristischer Prüfung durch das Familiengericht zugesprochen wird. Angestrebt wird eine allgemeine Reformierung des Obsorge- und Unterhaltsrecht an, wonach pauschal nur mehr die gemeinsame Obsorge ausgesprochen werden darf. Dies soll auch für unverheiratete Paare gelten. Umgekehrt werden immer wieder auch maskulistische Stimmen laut, die sich dafür einsetzen, dass eine Frau keinen Anspruch auf Unterhalt haben sollte, wenn sie ein Kind gegen den Willen des Erzeugers austrägt.

Und bist du nicht willig…

Weiters sehen sich Väter oft als pauschale Opfer von Wegweisungen, Betretungsverboten oder einstweiligen Verfügungen bei Gewalt gegen Frau und/oder Kind. Die Väterrechtsbewegung geht sogar so weit, von »unhaltbaren Vorwürfen« in Bezug auf sämtliche Formen männlicher Gewalt gegen Frauen zu sprechen. Besonders gefährlich werden väterrechtliche Positionen spätestens bei der These, dass Männer genauso oft, wenn nicht gar öfter Opfer von »weiblicher Gewalt« werden. Vorherrschende Gewaltverhältnisse und strukturelle Benachteiligungen von Mädchen und Frauen werden dabei negiert und Realitäten einfach umgedeutet. Väterrechtsorganisationen verbreiten in ihren Publikationen, dass Gewalt gegen Männer allgemein akzeptiert sei und für Frauen eine pauschale Unschuldsvermutung diesbezüglich gelte. Die Männer bzw. Väter seien immer die Bösen und hätten generell schlechtere Karten bei der Scheidung.

Dabei gäbe es innerhalb bestehender rechtlicher Grundlagen genug Spielraum für Väter, sich in die Erziehung ihrer Kinder auch nach gescheiterter Ehe oder Trennung von der Partnerin einzubringen. Dies wäre besonders lohnend, wenn Männer endlich beginnen würden, sich mit ihren Vorstellungen von Männlichkeit kritisch auseinander zu setzen und bereit wären, etwas von ihren bestehenden Machtverhältnissen herzugeben – denn dieses System, in dem wir alle leben müssen, nennt sich auch im Jahre 2010 nach wie vor Patriarchat und die Nutznießer dessen sind nun mal allesamt männlich.
Gegen Väterrechtler und jede Form von Antifeminismus!
Für eine freie Gesellschaft und Erziehungsformen jenseits heterosexistischer und kapitalistischer Normen.

Rabia Emanzotti ist feministische Aktivistin aus autonomen Zusammenhängen und Mitorganisatorin der Demo gegen die Daddy's Pride 2010

BEZAHLTE ANZEIGE

»Die Jugendlichen wollen ein normales Leben führen«

Anna Masoner sprach in Paris mit dem Soziologen Marwan Mohammed über die Jugendrevolten in den französischen Vorstädten, deren mediale Bilder vor fünf Jahren um die Welt gingen.

Im Herbst 2005 kam es drei Wochen lang zu heftigen Unruhen in den Banlieus, besonders jenen in Paris. Es folgten Exzesse urbaner Gewalt, bei denen es zu Konfrontationen zwischen Gruppen von Jugendlichen und der Polizei kam. Verfolgungsjagden, Steinwürfe, brennende Autos und demolierte Gebäude prägten damals die medialen Bilder, die um die Welt gingen. Die jugendlichen Aufrührer verkündeten keinen Forderungskatalog, die Auftritte waren sporadisch und improvisiert. In der öffentlichen Diskussion ist die politische Dimension des Aufstandes deshalb vielfach geleugnet worden. Von einer »Vorherrschaft des Gesindels« sprach etwa der damalige Innenminister Nicolas Sarkozy. In der sozialwissenschaftlichen Forschung werden diese Akte mehrheitlich als politischer Protest verstanden, hinter dem soziale Motive stehen.
Der Soziologe Marwan Mohammed vom Centre de Recherches Sociologiques sur le Droit et les Institutiones Pénales (Paris) hat nach den Aufständen mit den Bewohnern eines der betroffenen Stadtviertel in Villiers-sur-Marne Interviews geführt, um mehr über Hintergründe und Motive sowie ihre Sichtweise zu den Aufständen herauszufinden.

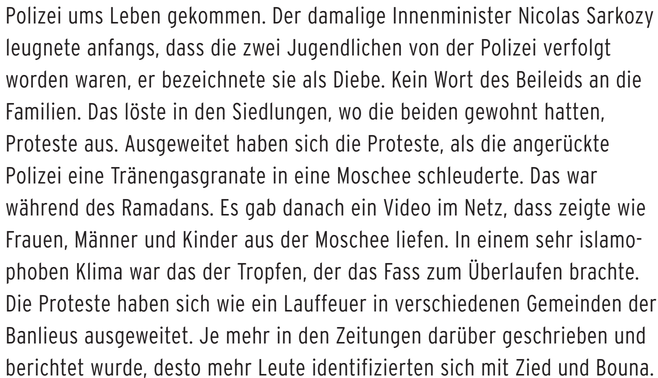
Sie haben 2010 gemeinsam mit Benoit Grimont den Dokumentarfilm »Die Rebellen aus der Vorstadt« herausgebracht, in dem Sie fünf Jahre nach den Ereignissen mit damaligen Protagonisten der Aufstände, aber auch mit deren Eltern und Nachbarn in den Vierteln gesprochen haben. Was wollten Sie mit dem Film bewirken?

Es sollten endlich einmal die Betroffenen selbst zu Wort kommen, nachdem bisher hauptsächlich Politiker, Journalisten oder Sozialwissenschaftler ihren Senf dazu abgegeben hatten. Um den Jugendlichen den politischen Inhalt ihrer Auflehnung gegen Diskriminierung und schlechte Lebensbedingungen abzusprechen, sprachen manche Politiker und Journalisten damals von mutwilliger Sachbeschädigung. Aber die Wahl der Worte, ob man von Vandalismus oder Sachbeschädigung spricht, ist auch ein politischer Akt. Und diese Wahl wurde ganz bewusst getroffen. Sie erlaubte es, eine Mobilisierung oder eine Bewegung zu disqualifizieren und gleichzeitig nahezulegen, dass die Lösung darin liege, mehr Polizei in die Stadtviertel zu schicken. Bei den Aufständen von 2005 hat die Regierung, allen voran der damalige Innenminister und heutige Staatspräsident, von der Vormacht der Banden gesprochen. Er sprach von Sachbeschädigung, von Vandalismus, von Gesindel, von einer Meute, vom Abschaum der Gesellschaft. Als wir in Interviews die Bewohner der betroffenen Viertel befragten, sprachen die von Mobilisation, von Überdruss, von kollektivem Zorn, und davon, dass sie etwas zu sagen hätten. Man hat so getan, als ob man sie nicht hören würde. Die Antwort der Regierung war Verstärkung der Polizeitruppen und Verhängung einer Ausgangssperre.

Warum gingen die Jugendliche vor fünf Jahren auf die Straße?

In den Banlieus gibt es sehr viele Probleme. Die Arbeitslosenquote etwa ist doppelt so hoch wie im Rest Frankreichs. In vielen Siedlungen oder Wohnhäusern liegt die Arbeitslosigkeit sogar bei über 50 Prozent. Die Beschäftigungsverhältnisse, die es gibt, sind sehr prekär. Sehr viele haben keinen Schulabschluss. Die meisten Jugendlichen stammen aus Einwandererfamilien. Die Eltern sind meist aus Afrika oder dem Maghreb eingewandert. Die Kinder haben zwar die französische Staatsbürgerschaft, wenn sie in Frankreich geboren wurden, trotzdem fühlen sie sich aufgrund ihrer Herkunft oft stigmatisiert oder diskriminiert. Aus ethnischen Gründen und weil sie in bestimmten Stadtvierteln leben. Arbeitslosigkeit, Armut, Unsicherheit, schlechte Wohnverhältnisse, fehlende berufliche Perspektiven, das sind die Probleme. Die Jugendlichen sind, was ihre soziale Lage anbelangt, verzweifelt. Die Aufstände sind eine Form der Revolte, der tiefsten Unzufriedenheit gegenüber einer Situation, die sie als ungerecht erleben.

Warum sind die Krawalle eigentlich 2005 so massiv und flächendeckend ausgebrochen? Es gab ja schon vor 2005, eigentlich seit den 1980er Jahren, regelmäßig lokale Aufstände.

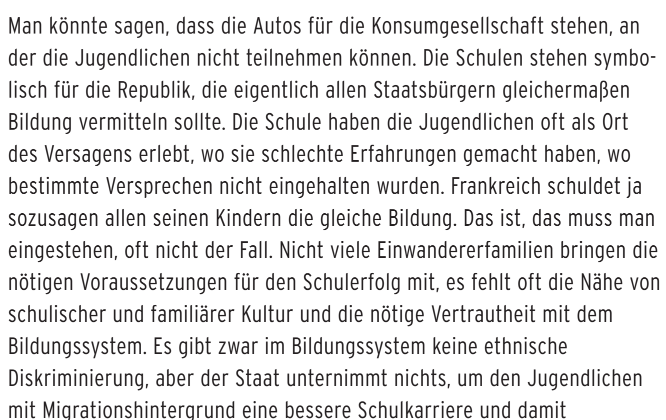


Marwan Mohammed

Vordergründig sind die Unruhen im Herbst 2005 durch den Tod zweier Jugendlicher, von Zied und Bouna ausgelöst worden. Die Jugendlichen wurden bei einer Verfolgungsjagd mit der Polizei getötet. Aber es sind bereits in den Jahren davor Jugendliche bei Zwischenfällen mit der Polizei ums Leben gekommen. Der damalige Innenminister Nicolas Sarkozy leugnete anfangs, dass die zwei Jugendlichen von der Polizei verfolgt worden waren, er bezeichnete sie als Diebe. Kein Wort des Beileids an die Familien. Das löste in den Siedlungen, wo die beiden gewohnt hatten, Proteste aus. Ausgeweitet haben sich die Proteste, als die angerückte Polizei eine Tränengasgranate in eine Moschee schleuderte. Das war während des Ramadans. Es gab danach ein Video im Netz, dass zeigte wie Frauen, Männer und Kinder aus der Moschee liefen. In einem sehr islamophoben Klima war das der Tropfen, der das Fass zum Überlaufen brachte. Die Proteste haben sich wie ein Lauffeuer in verschiedenen Gemeinden der Banlieus ausgeweitet. Je mehr in den Zeitungen darüber geschrieben und berichtet wurde, desto mehr Leute identifizierten sich mit Zied und Bouna.



Damals brannten ja häufig Autos und Schulen. Gibt es einen Grund warum gerade diese Objekte zur Zielscheibe wurden?



Man könnte sagen, dass die Autos für die Konsumgesellschaft stehen, an der die Jugendlichen nicht teilnehmen können. Die Schulen stehen symbolisch für die Republik, die eigentlich allen Staatsbürgern gleichermaßen Bildung vermitteln sollte. Die Schule haben die Jugendlichen oft als Ort des Versagens erlebt, wo sie schlechte Erfahrungen gemacht haben, wo bestimmte Versprechen nicht eingehalten wurden. Frankreich schuldet ja sozusagen allen seinen Kindern die gleiche Bildung. Das ist, das muss man eingestehen, oft nicht der Fall. Nicht viele Einwandererfamilien bringen die nötigen Voraussetzungen für den Schulerfolg mit, es fehlt oft die Nähe von schulischer und familiärer Kultur und die nötige Vertrautheit mit dem Bildungssystem. Es gibt zwar im Bildungssystem keine ethnische Diskriminierung, aber der Staat unternimmt nichts, um den Jugendlichen mit Migrationshintergrund eine bessere Schulkarriere und damit Aufstiegswege in der Gesellschaft zu ermöglichen. Ich rechtfertige natürlich nicht, dass Schulen in Brand gesetzt wurden und werden. Ich sage das, um die Logik hinter den Taten zu beleuchten. Ein großer Teil der französischen Gesellschaft, hauptsächlich Kinder und Jugendliche, befinden sich in einer sozialen Sackgasse.

Wie könnte man die Situation verändern?

Wenn die Regierung etwas daran setzen würde, das Verhältnis zwischen Polizei und Bevölkerung zu verbessern, wäre schon viel gewonnen. Ich denke da an Großbritannien. Dort konnten die Spannungen zwischen Ordnungskräften und Bevölkerung stark verringert werden. So wurde ein paritätisch besetztes, unabhängiges Gremium eingesetzt, an das sich die Bürger wenden können, wenn sie der Ansicht sind, Opfer polizeilicher Übergriffe zu sein. Dort ist die Idee von der Polizei im Dienst des Bürgers sehr stark verankert.
Dann bleibt aber noch die soziale Lage der Jugendlichen. Bis zur Mitte der 1970er Jahre hat die gute wirtschaftliche Lage die Arbeit der Jugendarbeiter vereinfacht. Machte ein Jugendlicher damals Schwierigkeiten, konnte ihm ein Sozialarbeiter einen stabilen Vollzeitjob anbieten. Dadurch konnte er sich eine Wohnung leisten, mit einem Partner zusammenziehen, Kinder haben. Das ist es, was die Jugendlichen wollen: Ein normales Leben führen, autonom sein. Wenn ein Sozialarbeiter heute einen Jugendlichen ohne Schulabschluss vor sich hat: Was kann er ihm anbieten? Vielleicht ein Praktikum, das in eine unterbezahlte Ausbildung mündet.
Wenn es statt der 630.000 Arbeitslosen unter 25 nur 100.000 gäbe, wäre ein Großteil der Probleme gelöst. Doch das entspricht ganz und gar nicht den Prioritäten der jetzigen Regierung.



Wie schätzen sie die Stimmung in den Banlieus heute ein?

Der Aufstand ist punktuell, aber der Frust ist permanent. Das, was 2005 passiert ist, wäre trotz der Heftigkeit der Auseinandersetzungen eine Gelegenheit für die Regierung gewesen, sich endlich mit den sozialen und urbanen Problemen, mit den Konflikten zwischen der Polizei und den Bewohnern, mit der Alltagsdiskriminierung auseinanderzusetzen. Zu signalisieren: das was ihr zu sagen habt, euren Zorn, den nehmen wir ernst. Auch wenn ihr die falschen Methoden verwendet, um euch Gehör zu verschaffen. Aber das ist nicht passiert. Die Antwort war: auf mutwillige Sachbeschädigung und Bandenbildung reagieren wir mit strafrechtlicher Verfolgung, harter Bestrafung und Verstärkung der Ordnungskräfte vor Ort. Anstatt die Situation zu beruhigen und zu beschwichtigen haben wir heute Helikopter und Drohnen über den Banlieus. Die Abwesenheit von Verständnis, von simplem Pragmatismus ist offensichtlich.

Anna Masoner hat in Wien, Linz, Paris und Melbourne Geschichte und Medientheorie studiert.. Von 2007 bis 2009 war sie im Team der Stadtwerkstatt. Derzeit ist sie freie Mitarbeiterin bei Radio Österreich 1.





Wirklich. Ich lebe in finsteren Zeiten!

Claudia Dietl recherchierte in Plavecký Štvrtok, einem slowakischen Dorf 16 Kilometer hinter der österreichischen Grenze, in dem der Abriss einer ganzen Roma-Siedlung unmittelbar bevorsteht.

Das auffällig Lebendigste in Gesprächen mit den PassantInnen auf dem ‚Hauptplatz' von Plavecký Štvrtok ist ihr unverhohlener Abscheu vor jenen MitbürgerInnen, die am Dorfrand ihr Leben fristen – den Roma. Sie seien überhaupt anders als andere Roma, Nichtstuer, nicht einmal musizieren würden sie, klagt auch der Bürgermeister. Das stimmt. Aber sie hätten auch keine Möglichkeiten mehr, mit ihrer Musik Geld zu verdienen, denn vom Kirtag im Dorf und anderen Festen schließt man sie seit Jahren unter Androhung von Gewalt aus.

Seit Juni haben sie in ihrer Siedlung auch kein Wasser mehr. Der Bürgermeister ließ es abdrehen. Grund: die Roma hätten eine Rechnung über rund 500 Euro nicht bezahlt. Niemand hat mehr fließendes Wasser im Haus, es gibt nur noch einen einzigen »Brunnen« in der Siedlung, ein schmutziges Fass mit einem Schlauch, an dem man lediglich zwischen 6.00 und 8.00 Uhr früh Wasser holen kann. 600 Menschen, 90 Familien kämpfen nun täglich am Morgen darum, sich damit zu versorgen, den ganzen Tag über gibt es dann keines mehr. Wer leer ausgeht, muss bei der drei Kilometer entfernten Tankstelle sein Glück versuchen. Dies, sagt uns Marija, eine Romni, hätte dazu geführt, dass sich die Roma untereinander mehr und mehr entzweien und auseinanderdividieren, weil jetzt ‚jeder zuerst auf sich schauen muss'.
Die Kinder besuchen nicht mehr die Schule, seit die Polizei, von der Direktorin gerufen, mehrmals das Schulgebäude umstellte, weil die Roma-Kinder sich mit den anderen in die Haare gerieten, nachdem diese sie als ‚dreckige Zigeuner' beschimpft hatten. Die Kleinen fürchten sich seitdem, dort hinzugehen und bleiben zu Hause. Marija ist wie alle anderen Erwachsenen, die wir kennen lernten, stolz auf ihre Kinder und sagt es auch. Aber welche Auswirkungen wird es haben, hin- und hergerissen zwischen Demütigung, Furcht und Stolz aufzuwachsen?

Unter Zwang ausgesiedelt?

In einem Monat werden in Plavecký Štvrtok die Bagger anrollen und die Roma-Siedlung abreißen. Jedem Haus wurde bereits der Abrissbescheid zugestellt. Über 600 Menschen werden Ende des Jahres obdachlos sein. Warum? Die meisten dieser Häuser sind keineswegs baufällig, sie sehen stabil, intakt aus. Ja, meint der Bürgermeister, aber sie seien eine Gefahrenquelle für das ganze Dorf, denn eine Gas-Pipeline des NAFTA-Konzerns verlaufe in unmittelbarer Nähe der Roma-Häuser. Diese hat man 2003 errichtet und damals keinen Wert auf Sicherheitsabstände gelegt. Was der Bürgermeister verschwieg: Die NAFTA plant hier den Ausbau des bestehenden Stützpunkts, direkt auf dem Grundstück der Roma-Siedlung. Sie braucht dazu das angrenzende Bauland. Service-Director dieser NAFTA-Zweigstelle ist Ivan Slezak, der Bürgermeister selbst.

Videostill: Marika Schmiedt

Die Vermutung von Vertreibung oder Zwangsaussiedlung aufgrund von Wirtschaftsinteressen weist der Bürgermeister zurück, davon könne keine Rede sein. Ziel der Verwaltungsbehörde sei es vielmehr, im Sinne der slowakischen Gesetzesreform auch endlich Ordnung im Land zu schaffen, nicht legale Bauten überall zu liquidieren. Aber die betroffenen Häuser stehen hier doch bereits länger als 50 Jahre? Und gehören seit Generationen den gleichen Großfamilien? Werden die Roma nicht als BürgerInnen, die Rechte haben, gesehen, obwohl sie schon so lange hier leben? Ist es für den Bürgermeister kein Problem, wenn rund ein Drittel der DorfbewohnerInnen mit einem Schlag obdachlos wird? Nein, sagt er, »...so kann man das nicht sagen, dass sie obdachlos werden, denn die Leute haben ja eigentlich nie eine Genehmigungen für diese Häuser gehabt.« So absurd sein Satz auch klingen mag – die slowakischen Gesetze geben ihm Recht: es gibt keinen Anspruch auf Ersatz von Unterkunft für jemanden, der vorher in einem nicht genehmigten Haus gelebt hat. Davon betroffen sind in der Slowakei vor allem Roma.

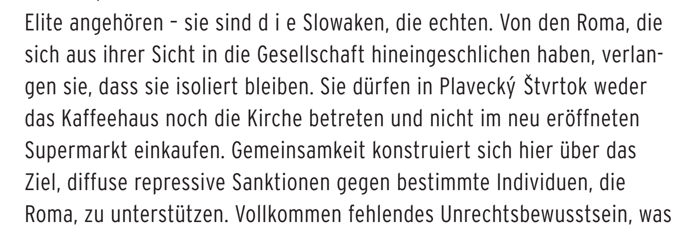
Snobismus der Armen

Die Leute im Dorf sehen sich selbst als »ausgebeutete und deshalb diskriminierte Weiße«, sie sind der Meinung, dass ‚ihr' Geld nicht für Roma ausgegeben werden darf, selbst wenn sie seit jeher MitbürgerInnen seien.
Man wirft den unwillkommenen Nachbarn vor, nichts beizutragen zum Gemeindewohlstand, man hält ihnen vor, sie würden auf Kosten anderer, nämlich ihrer, leben und nichts arbeiten wollen. Aber nur wenige Menschen haben hier überhaupt Arbeit, viele sind arbeitslos, ein paar pendeln nach Bratislava, für schlecht bezahlte Jobs. Jede/r, ohne Ausnahme, stellte uns gegenüber die Roma als Diebe dar, damit versetzen sich alle selbst in die beneidenswerte Position von Leuten, die bestohlen werden könnten. Sartre nannte das den Snobismus der Armen. Die Menschen von Plavecký Štvrtok haben den Rassismus zum Mittel gewählt, um sich als ‚Besitzende' zu realisieren. Sie bezeichnen die Roma als niedrige und schädliche Wesen und betonen genau dadurch, dass sie selbst einer



Videostill: Marika Schmiedt

Romni aus Plavecký Štvrtok



Elite angehören – sie sind d i e Slowaken, die echten. Von den Roma, die sich aus ihrer Sicht in die Gesellschaft hineingeschlichen haben, verlangen sie, dass sie isoliert bleiben. Sie dürfen in Plavecký Štvrtok weder das Kaffeehaus noch die Kirche betreten und nicht im neu eröffneten Supermarkt einkaufen. Gemeinsamkeit konstruiert sich hier über das Ziel, diffuse repressive Sanktionen gegen bestimmte Individuen, die Roma, zu unterstützen. Vollkommen fehlendes Unrechtsbewusstsein, was wem passiert und wer oder was für die Verletzung von menschlicher Integrität verantwortlich zu machen ist – genau dadurch öffnen auch die DorfbewohnerInnen von Plavecký Štvrtok dem Profit Tür und Tor: Es wird also nicht schwer sein für den Bürgermeister, die ökonomischen Interessen und Bodenspekulationen des NAFTA-Konzerns durchzusetzen.



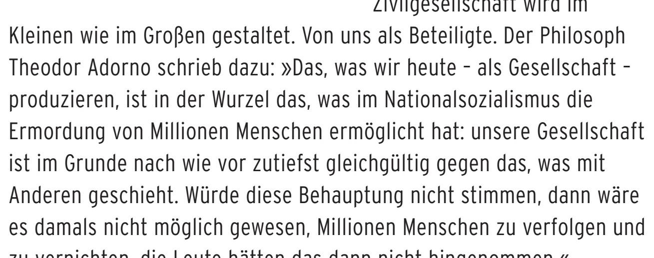
Hinter der Fassade. Die Profitgier.

In Sulukule, einem Stadtteil von Istanbul, von dem es hieß, es sei die älteste Roma-Siedlung der Welt, ist es bereits geschehen. Die Bilder der Filmemacherin Astrid Heubrandtner, die drei Jahre dort alles mit der Kamera dokumentierte, sind ein Schock: Abrissbirnen und Bagger donnerten im Oktober 2009 in die Häuser der Roma hinein, fegten durch Mauern und rissen gleich alles an Hab und Gut der Menschen darin mit, weil diese nicht weichen wollten. Die Stadtverwaltung hat Platz geschaffen – für Privatinvestoren, teure Appartements und Boutiquen. Die Roma lebten hier bis 1995 gut, sie verdienten viel Geld mit ihrer Musik, ihre Lokale waren Arbeitsplatz für die Erwachsenen und Musikschule für die Kinder in einem. Sie machten Sulukule zu einem berühmten, blühenden Vergnügungsviertel. Aber zunehmender Protest der Anrainer, denen die Lebensweise der Roma ein Dorn im Auge waren und die wirtschaftlichen Interessen der Stadtverwaltung an dem Viertel führten letztendlich dazu, dass die Vergnügungslokale verboten wurden. Man entzog den Roma ihre Einkommensquellen. Trotzdem konnten die Menschen in Sulukule auch mit wenig Mittel über die Runden kommen und ihre traditionelle Lebensweise bewahren – es gab ein Kollektiv, 3500 Menschen an einem Ort, die sich untereinander unterstützten und arrangierten. Nun hat man sie auseinandergerissen und verstreut in irgendwelche Wohnungen, manche 40 Kilometer von Istanbul entfernt, gestopft. Wohnungen, die unseren westlichen Vorstellungen entsprechen, für die Roma als Gemeinschaft jedoch vollkommen untauglich sind. Die Filmemacherin Astrid Heubrandtner begleitete eine Romni in die ihr von der Stadt zugewiesene neue Unterkunft. Die alte Frau wird dort isoliert von ihrer großen Familie leben und ist verzweifelt: »Werden diese Wände mir Brot geben?«

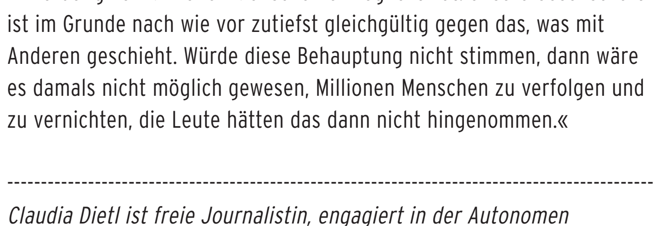
Der »Fall Sulukule« beschäftigte eine Zeitlang sogar das Europaparlament. Im November 2008 trugen die Roma von Sulukule ihr Anliegen in Brüssel vor. Erfolg: Null.

Geht uns das an?

Günter Grass forderte unlängst die deutsche Bundesregierung in einem offenen Brief auf, die Repressionen gegen die in Deutschland lebenden Roma zu stoppen. »Es ist höchste Zeit zu handeln, dieses Unrecht wächst von Tag zu Tag.«
Wieso aber fragt er nicht gleichzeitig sich und uns, was denn unsere eigenen Forderungen an – alltäglichem – Handeln wären, als MitbürgerInnen der Europäischen Union, als Mitglieder und MacherInnen dieser Gesellschaft, die ohne uns so nicht läuft? Wieso erschöpft sich unser Einsatz meist in der Teilnahme an Demos, in Briefen und Petitionen an Regierungen? Ein in der Linken Szene Wiens durchaus prominenter Mann erzählte neulich, er habe einen Übergriff auf zwei Roma-Frauen durch die Kontrolleure in der U-Bahn Station beobachtet, die die Frauen am Einsteigen in die Bahn gehindert hätten. Ob er sich eingemischt habe? Nein, antwortete er, denn dann hätte er die U-Bahn versäumt und wäre zu spät zur Arbeit gekommen und hätte dort selbst Probleme bekommen. Tja.



Zivilgesellschaft wird im Kleinen wie im Großen gestaltet. Von uns als Beteiligte. Der Philosoph Theodor Adorno schrieb dazu: »Das, was wir heute – als Gesellschaft – produzieren, ist in der Wurzel das, was im Nationalsozialismus die Ermordung von Millionen Menschen ermöglicht hat: unsere Gesellschaft ist im Grunde nach wie vor zutiefst gleichgültig gegen das, was mit Anderen geschieht. Würde diese Behauptung nicht stimmen, dann wäre es damals nicht möglich gewesen, Millionen Menschen zu verfolgen und zu vernichten, die Leute hätten das dann nicht hingenommen.«



Claudia Dietl ist freie Journalistin, engagiert in der Autonomen Frauenbewegung und im Stuwerkomitee, politische Mediatorin. Hg.in des Buches »Widerstand – quo vadis. Was bedeutet Widerstand heute noch?« und Mitgründerin der Zeitschrift »LILA. Blatt-Form für generationenübergreifende feministische Diskurse.« Lebt in Wien.

BEZAHLTE ANZEIGE

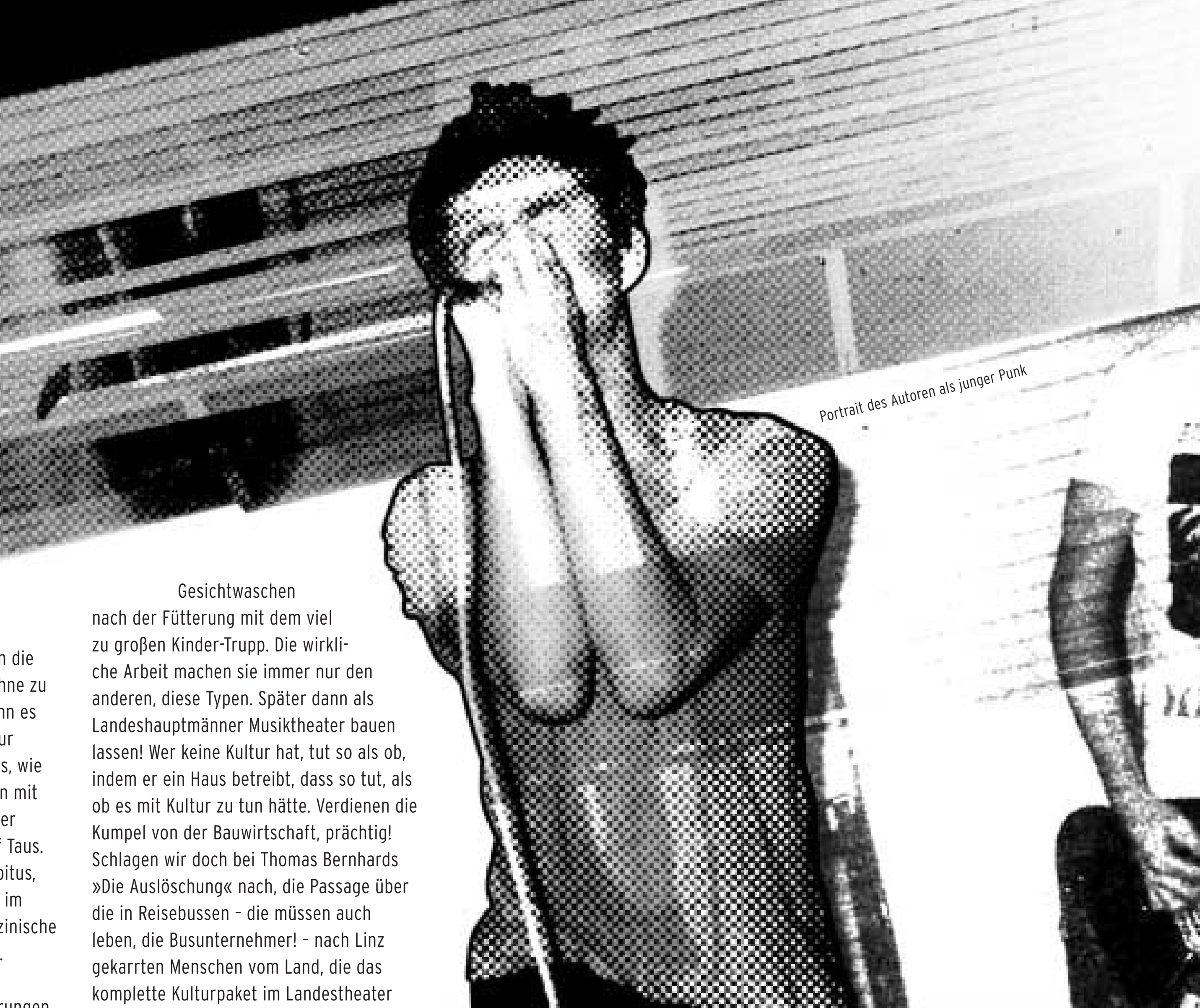
My Lost City Of Erinnerungsfetzen

»Einmal noch an Linz abarbeiten, das letzte Mal! Grafik, setz' das in blutrot, nein, blassrosa, giftgrün, himmelblau, monochrom ...«. Von *Rainer Krispel.*

Es muss nämlich wirklich immer was geben. Ich habe etwas geschrieben, einen längeren Text. Dann habe ich diesen Text eingelesen, ein bizarrer Prozess. Dieser Text ist nahe bei mir und nahe bei Linz, in Linz.
Jetzt, mit der Eigenwerbung aus dem Weg, kommen wir dann schön langsam zur Sache. Nein, die Geschichte erspare ich Ihnen, wie ich, bevor ich das Manuskript abgeschickt habe, nicht mehr tippen konnte, weil die rechte Hand weh getan hat, als wäre ein längst verdrängter Tennisarm aus meiner Jugend in sie gefahren, wie ein entfesselter Geist der Rache – wofür auch immer. (Verstehen Sie das jetzt nicht falsch. Das ist kein Hinweis auf Kunst kommt von Leiden. Erstens sowieso keine Kunst und zweitens niemand!, nichts! soll leiden, für niemanden und nichts!)

Ich habe tatsächlich Tennis gespielt, als jüngerer Mensch. Nicht gut, aber eifrig, in einem Unionsverein. In einem Unionsverein! So eine Stadtgeographie kann einen schon korrumpieren, er war halt gleich über der Straße, dieser Tennisplatz. Damals war mir die ÖVP noch egal, das ist sie mir jetzt nicht mehr. Spätestens seit bei einem Konzert mit den Chuzpe aus Wien und einer Linzer Band im Volkshaus Dornach ein Funktionsträger der jungen ÖVP, die das Konzert veranstaltete, mit einer Gaspistole in die Luft geschossen hat. Weil ein kleiner Haufen Punx das Konzert ohne zu bezahlen stürmen wollte. Die Musik gehört allen! So sind die, wenn es um ihr Geld geht, gnadenlos bei der Wahl ihrer Mittel. Ich sage nur Dollfuß! Überhaupt: »Junge ÖVP«! Das geht sich einfach nicht aus, wie so vieles, für mich als Ende der 60er Geborenen, der in den 70ern mit der beiläufig rinnenden Fernsehmilch aufgesogen hat, wie sich der Kasperl und das Krokodil befetzt haben, Bruno Kreisky und Josef Taus. Taus war dabei immer der älteste Mensch der Welt, Kleidung, Habitus, Brille, alles. Als ich ihn unlängst leibhaftig im Zug gesehen habe, im Speisewagen – das blühende Leben! Wer weiß, über welche medizinische Technologie die ÖVP verfügt ... Und uns über die SVA ausbluten ...

Dazu hat mir der Landeshauptmann eine meiner Lieblingserinnerungen beschert. Als Hilfskraft verdiente ich in den Sommerferien ein schlechtes Geld in einem von der ÖVP – fragen Sie nicht, lesen Sie einfach den Satz über das Korrumpieren – organisierten Linzer Sommerkindergarten. Auftritt Pühringer mit Assistent und Fotograf. Rasch im Garten ein Foto, macht sich gut, ein dokumentiertes Herz für die Kleinen. Die, tatsächlich entzückend waren und dabei gleichzeitig einen Blick auf ihre Eltern und die Tragödien inmitten der Stadt Linz ermöglichten, vom religiösen Wahn über Überforderung bis zur völligen Beziehungslosigkeit zwischen Eltern und Kindern. How shall these kids ever be alright?
Es war schlimm, wirklich schlimm. Bevor der Landespapa weitereilte, überreichte er noch eine Steige mit Obst. Kein benutzer- oder bedienerfreundliches Obst, nein, supersaftige Nektarinen, was heißt Hände- und Gesichtwaschen nach der Fütterung mit dem viel zu großen Kinder-Trupp. Die wirkliche Arbeit machen sie immer nur den anderen, diese Typen. Später dann als Landeshauptmänner Musiktheater bauen lassen! Wer keine Kultur hat, tut so als ob, indem er ein Haus betreibt, dass so tut, als ob es mit Kultur zu tun hätte. Verdienen die Kumpel von der Bauwirtschaft, prächtig! Schlagen wir doch bei Thomas Bernhards »Die Auslöschung« nach, die Passage über die in Reisebussen – die müssen auch leben, die Busunternehmer! – nach Linz gekarrten Menschen vom Land, die das komplette Kulturpaket im Landestheater besorgt bekommen.



Portrait des Autoren als junger Punk

Und der andere Feudalherr, der ewige SPÖ-Bürgermeister Dobusch – im Amt seit den 50ern, oder? Linz hat es halt nicht mit Veränderungen. Würde mensch gerne irgendwie sympathisieren wollen mit den Roten von wegen kleines, gallisches Dorf inmitten des tiefschwarzen Landes Oberösterreich, sind mit der Blamage mit der Stadtwache die letzten Sympathien vergeigt. »Vermeidung strafbarer Handlungen durch Anwesenheit« steht in der Broschüre, die ich bei meiner Mutter gesehen habe. Ich scheiß´ mich an!

Aber eigentlich bin ich gekommen, um das glorreiche Linz meiner gar nicht so verschwendeten Jugend zu loben, mit den nachhaltigen Verdiensten der Generationen »Es muss was geben« (als Buch, Film und demnächst als Tonträger erhältlich!) in der mächtigen Hinterhand das heutige andere Linz gescheit zu dissen, die Leerläufe von Kapu und Stadtwerkstatt anzuprangern. Satt hinzudreschen nicht nur auf die Kulturhauptstadt 09, sondern auch auf das Unvermögen der »freien Szene« sich dagegen nachhaltig zu positionieren. Und auf den Kahlschlag danach, den Fallout nach dem großen Kulturhauptstadt-Krieg. (Immerhin war Bill Drummond in der Stadt, das ist ein Mensch, von dem wir uns inspirieren lassen können.) Was ja schon dadurch unmöglich war – sich nachhaltig dagegen positionieren – dass damit ein Geld zu verdienen war für Menschen aus (sub)kulturellen Zusammenhängen, die eben so ein Geld brauchen, weil es ohne Scheißgeld eben nicht geht. Also nix mit erstem Stein, weil ich liege verschüttet unter einem Gebirge!

Geht eben alles nicht, geht sich nicht aus. Weil erstens habe ich doch überhaupt keine Ahnung mehr, was in diesem Linz jetzt so geht und es zweitens völlig vermessen wäre anzunehmen, dass sich mir aus meiner 40+ Sicht überhaupt noch etwas von lokalen (Mikro-)Entwicklungen mitteilt, ich das überhaupt annehmen und wahrnehmen könnte, so sehr ich mir auf die Brust klopfen täte wegen meines offenen Geistes und meiner wachen Wahrnehmung! Dass es der Stadtkeller sein musste, der noch ein Leben, vielleicht sogar ein neues signalisierte, ist »strukturell« ein Hohn, aber dass Menschen unter den widrigsten Umständen etwas bewegen, ist doch die klassische Linzer Geschichte, die kulturelle Notwehr, sich der Fadesse und Gleichförmigkeit durch Handeln entziehen.

Dass die Kapus und Stadtwerkstatts meiner und anderer Jugenden (zu denen die E-Schmids, Anderen Kinos und Landgrafs auch beizutragen hatten, und seis drum, die Posthofs) für mich/uns nicht mehr diese Energie abgeben, auslösen und bündeln können, liegt in der Natur der Sache. Ob sie es für andere Menschen können, kann ich nicht beurteilen. Ob sie es überhaupt müssen ist die interessantere Frage, aber das müssen andere fragen und beantworten, deren »Ding«, deren »Dinge« sich gar nicht mehr in diesen Orten manifestieren können.

Was ich noch ausspucken muss, ist wie tot mir diese Stadt Linz heute immer wieder vorkommt, ab der Unionkreuzung wie ausgeschaltet, nach jeder Probe meiner Band das Dilemma – wo gehen wir hin? Da lebt nichts, das ist alles so grau, so deprimierend. Wie es schon immer war. Es ist nicht so, dass an Linz an sich etwas speziell wäre, auch wenn die eigenen Erfahrungen mit Polizeidummheit natürlich die prägenden waren und die eigene Jugend sich zum Glorifizieren anbietet, nicht zuletzt, weil positive Mythenbildung Menschenpflicht ist. There are millions of Linzes. Gibt es eine Mehrzahl von Linz?

Was mir beim Schreiben klargeworden ist, war, dass es Menschen, einzelne und Gruppen davon waren, wir, ihr, die diese Plätze gefüllt, gebraucht und geformt haben. Um dadurch am Käfig »Der Rest von Linz« zu rütteln und unser eigenes Linz zu bauen, das Aufregendere (Mit dem offiziellen Linz hat das nichts zu tun, genau das bildet das Missverhältnis Kulturamtskultur und »unsere Kultur« ab). Manche mehr, manche konsequenter, manche sind dabei draufgegangen, manche weniger, ich bin sowieso ein Schaumschläger. Scheiß auf die Kapu an sich, scheiß auf die Stadtwerkstatt an sich, wichtig sind die Dinge, die sie beherbergen, die sie ermöglicht haben, die dort stattfinden können. Wofür sie einmal standen ist gegessen, wofür sie heute stehen (mir) unklar, wofür sie stehen können ungeschrieben – that´s one magic fact.

In diesem Sommer bin ich in Linz in der Donau baden gegangen, auf der Urfahraner Seite, am anderen Ufer die Garage, in der ich begonnen habe, mich durch Musik über Linz hinaus zu »erheben«, daran abzuarbeiten und es letztlich zu überwinden. Das Linz in mir. Fahren zwei Frachtschiffe vorbei, das erste heißt »Revolution«, das zweite »Vertrauen«. Die kommen wieder!

Rainer Krispel, 43, geboren in Linz lebt als Schreib- und Musikarbeiter in Wien, als Vater und Punk mit permanentem Kontobrand, zwischen Euphorie, Wut, Kollaps und dringend benötigter Therapie. Sein »längerer Text« »Der Sommer als Joe Strummer kam« erscheint am 10. Jänner 2011 als downloadbares Textfile und als downloadbares Audiofile, gelesen vom Autor. http://mcpublish.com

BEZAHLTE ANZEIGE

Mythos Medienkunst

In unserer Reihe Mythos Medienkunst haben wir dieses mal Margarete Jahrmann per E-Mail interviewt. Margarete Jahrmann und Max Moswitzer starteten ihren Erfolg Mitte der 1990er Jahre. In den Jahren, in denen sich die Medienkunst mit dem Internet mischten. Ein Berührungspunkt war 1994 als Margarete Jahrmann bei der Arbeitsgemeinschaft »freie Frequenzen offene Kanäle« mitgearbeitet hat.
Das Interview führte Franz Xaver.

Hallo Margarete, in unserem Gespräch soll es um die digitalen Werkzeuge in der Kunst gehen. Ich habe meinen ersten Rechner in den ersten Jahren noch ohne Speicherungsmöglichkeit für Programme und natürlich auch ohne Drucker betrieben. Kannst du dich erinnern, wie du deinen ersten Computer eingesetzt hast?

Jahrmann: Ja sicher – das war ein hübscher Sinclair QL mit Magnetband Cartridges… und ich habe ein »turtle«-Programm darauf geschrieben und mich wie narrisch gefreut, als bei execute dann der »TV-Bildschirm« – ein alter weißer 70er-Fernseher – voll mit blauen Vierecken wurde. Die hab ich dann mit einer Spiegelreflexkamera abfotografiert und Stoffmuster damit gemacht.

Zumindest hattest du ja schon eine Cartridge, um die Programme zu speichern. Kannst du dich noch erinnern, was das Faszinierende daran war? War es das Bild am Fernsehapparat oder die Logik, die das Bild erzeugte?

Jahrmann: Das Faszinierende war sicher nicht das Bild an sich. Es war die Art und Weise wie es zustande kam – dass ich eine formale Beschreibung geben musste – mouse up, down, if… und ganz am Schluss erst print – da gab es dann irgendeinen Output. Das ist aber geblieben, dass mich formale Strukturen mehr fasziniert haben, als das Bild an sich.

Es gab ja relativ rasch auch Anwenderprogramme. Z.B. Mal- und Zeichenprogramme, Textverarbeitungen und Spiele, hast du diese Programme auch für deine künstlerische Arbeit verwendet?

Jahrmann: Zeichenprogramme eigentlich nicht – Spiele, ja schon. Ja – eben um damit Netzwerk-Installationen zu erstellen. Wie du weißt, hab ich ja viel game art seit ca. 2000 gemacht; die shooter game Modifikationen in Verbindung mit linux Programmen, mit Serverstrukturen – das fand ich konkret mit dem nybble engine projekt 2003-04 in Zusammenarbeit mit Max Moswitzer sehr spannend. Wir haben da ja in einer Residency im V2 lab Rotterdam den unreal game engine verwendet, um dort in Zusammenarbeit mit einer professionellen Programmiererin die game engine-Funktionen zu verändern, um eben z.B. Mails aus einem Game »schießen« zu können - was für Kunstinstallationen gut war!

Dann wäre auch noch eine Frage zu den Textverarbeitungsprogrammen: Durch die Möglichkeit von Korrekturen bzw. dem Copy/Paste-Mechanismus haben sich relativ leicht Texte entwickeln lassen. Wie war das bei dir?



Jahrmann: lol - als ob es copy paste nicht schon seit cut up und Borroughs in der Literatur und Kunst gäbe. Ein eigener Text entsteht nicht verstärkt durch copy/ paste.

Ich kann mich noch an die Schreibmaschine und den Rechenschieber in der Schule erinnern (Taschenrechnerverbot beim Schulabschluss 1976), es war grauenhaft.

Jahrmann: Ich nicht – da bin ich erst in die Volksschule gekommen und wir mussten schon Taschenrechner haben.

Jetzt müssen wir langsam zum Hauptteil des Interviews kommen.
Also mich beschäftigt seit langem diese Zeit, in der der Prozessor begonnen hat die Kunst zu beeinflussen. Es war da unschwer vorauszusehen, dass der Computer die »prozessorientierte Kunst« beeinflussen wird. Interaktive Eingriffe in Prozesse waren genau so wichtig wie die Möglichkeit, verschiedene Disziplinen zusammenzuführen. (Bilder konnten Töne machen und umgekehrt). Genau so wichtig war die Telepräsenz. LIVE-Konzerte über Telefon und Bildtelefone zählten zur Avantgarde der Medienkunst. Es zentrierte sich jedoch alles noch auf einen Aufführungsort – die Zukunft eines dezentralen Netzes war aber bereits spürbar.
Kannst du mir da zustimmen?

BEZAHLTE ANZEIGE

Jahrmann: Was meinst du da genau damit? Ob man das »emerging network« »gespürt« hat? Telepräsenzarbeiten waren ja sicher schon Netzwerkarbeiten – obwohl ich die als eine Generation vor mir sehe, wenn es dir um eine Historisierung geht. Ich selbst habe ja 95/96 begonnen mit Max Moswitzer den Konsum-Server aufzubauen und dann mit dem Gedanken einer sozialen Gruppe jenseits monetärer Systeme zu spielen; darum haben wir den Namen und die Domain »Konsum« gewählt. Alle »worker« waren Genossenschafter auf unserem Server.

Eigentlich hab ich schon an die Generation vor Dir(/Euch) gedacht. An alle Arbeiten vor dem Internet, die mit Telepräsenz (als Netzwerkarbeiten wie du sie ansprichst) und Interaktion sowie transdisziplinäre Verflechtungen ---->

Jahrmann: Ich drucke in letzter Zeit Stoffe mit Quickreadcodes drauf und nähe damit »Code-Dresses« – da finde ich gut, dass das Netzwerk außerhalb des Objekts ist – also sprich über die Alltagstechnologie von QR-readern am mobile phone funktioniert. Gerade in Südafrika können wir da gerade auch ganz gute suberversive performances als »Urban Games« realisieren.

-----> ***in den Mittelpunkt rückten. Mich interessiert wie du diese »alten« Arbeiten einordnest. Denn all diese »Eckpfeiler der Medienkunst«*** ----->

Jahrmann: Ich ordne nicht gerne ein.

----->***funktionierten ja erst dann mit dem Internet zuverlässlich, vorher war ja jedes »OnlineLIVE-Konzert« ein Abenteuer.***

Jahrmann: Ja. Kunst muss immer Abenteuer sein.

Mich interessiert wie du diese Generation gesehen hast. Inwieweit hatten diese Arbeiten einen Einfluss auf Dich/Euch?

Jahrmann: Also ich verstehe nicht genau, was du mit diesem Generationen-Begriff meinst. Es kommt mir sehr eigenartig vor – denn ich habe immer erlebt, dass ich relativ anders als »Gleichaltrige gearbeitet« habe – dann später haben einige Studenten und Studentinnen von mir ähnliches gemacht (gerade elektronische Objekte – oder auch experimentelle Circuitboards als Kunstobjekte – die habe ich dann New Bachelor Machines genannt – siehe *http://www.ludic-society.net/desire/*)
Ähnlich war es mit den game-engine Installationen – um 2000 war das eigentlich noch sehr mit Vorurteilen betrachtet worden – und damals haben nicht so viele Kollegen im selben Alter (meinst du das mit Generation?)

Ich habe also nicht sehr viel auf »Generationen-Trennung gehalten« und kann das nicht so nachvollziehen, was bei dieser Fragestellung das relevante ist oder wirklich gemeint ist.

***Als nächster Entwicklungsschritt kam das Netz. Ein Zeitalter der Modems und der BBSn. Das Netz hatte den Namen: FIDO-NET. Es war aber leider ein System, dass die geforderte Interaktivität und die Interdisziplinarität nicht bedienen konnte. Erst das Internet löste diese dann Mitte der 90er ein. Zusätzlich war das Internet mit seiner Layertechnologie nicht zu übertreffen, mit dem WorldWideWeb konnten wieder alle KünstlerInnen an einer zeitgemäßen Technik partizipieren.
Wie siehst du das?***

Jahrmann: Ja den Hund aus Fidonet gibt es ja noch im Fetch-Programm ;) und verstehe ich dich richtig, dass du sagst, WWW hat die Teilnahme für Kunst ermöglicht?
Ich sehe das eher nicht so, denn die Layer habe ich immer als »Verschleierungs-Taktik« gesehen. Es hat eine bestimmte html-Ästhetik vorgegeben, die mich eher gestört hat. wir haben extra pages gemacht, die man als source code gleich wie als webpage ansehen konnte.

Verschleierungstaktik? Mich störte auf jeden Fall, dass die KünstlerIn nur am obersten Layer des Netzes manipulieren durfte. Je tiefer die KünstlerIn in der Layer-Technologie vordrangen, desto schwierger wurde für sie die Kunstvermittlung ------>

Jahrmann: Ich denke, dass ich das genau in meiner vorherigen Anwort gesagt habe. Ich kann mich an keine KünstlerInnen erinnern...

-----> ***die ein eigenes inkompatibles TCP/IP Protokoll propagiert haben.***

Jahrmann: OK. Davon habe ich auch nicht gesprochen. Abgesehen davon, ist das eine technologische Entwicklungsarbeit, die man machen kann, wenn sie einen interessiert.

Kannst du dich noch erinnern als wir Ende der 80er einmal im Böhmischen Prater spazieren waren. Ich hatte einen Ausdruck von Phil Karns NOS – *http://www.ka9q.net/code/ka9qnos/* mit – und wir wussten: Das war ganz ein anderes Netzwerk – und – es hatte sicher was mit der Zukunft zu tun. Das Internet war zwar bekannt, aber für den Normalverbraucher unerreichbar.

Jahrmann: Ja ich erinnere mich – muss aber sagen, dass der Prater an sich wesentlich eindrucksvoller war für mich, als der Ausdruck. Das ist dann in meine englische Doktorarbeit »The Art and Politics of Play« gemündet und hat auch einige play-Arbeiten nach sich gezogen, wie die Pongdress Performance im Prater *http://www.ludic.priv.at/*.

Die Funkamateure hatten für mich in Bezug der elektronischen Vernetzung und ihres rechtlichen Forschungsstatus immer vorbildliche Positionen, die man auf die Kunst anwenden hätte sollen.

Jahrmann: Da magst du wohl recht haben.
Mit Funknetzen kenne ich mich aber wirklich zu wenig aus.

Ich seh es nicht aus der technischen, sondern eher aus der politischen Perspektive. Ich mag diese Informationsworker, weil sie autonom agieren. Aber gegen das Internet haben sie natürlich auch keine Chance, obwohl sie ein Class A IP-Netz zur Verfügung haben, und sie der Auffassung sind, sie tunneln das Internet durch ihr Informationsnetz.

Jahrmann: Ja, das verstehe ich und habe ja ganz am Anfang, als ich noch studiert habe, auch mit der ARGE Freie Frequenzen, die politsche Dimension angesprochen.

Klar weiß ich auch, dass du seit Jahren dazu arbeitest. Das ist ja das Interessante an der künstlerischen Arbeit von Franz Xaver – allerdings müsste ich DICH da eher interviewen, was du da gerade aktuell machst.

Welchen Einfluss hatte FLOSS (Freie und Opensource Software) auf deine Arbeiten?

Jahrmann: Ja, das war eine Zeit lang ein wichtiges Thema. Habe mit Richard Stallmann Interviews gemacht (in Spanien) zu GNU und haben seine »evangelist« speeches für eigene Arbeiten verwendet – ganz in deinem Sinne haben mich hier eher die politischen Konzepte sehr interessiert und sie waren sicher wichtig für weitere Entwicklungen in Richtung creative commons, etc.

Letzte Frage: Siehst du im Zeitraum Mitte der 1990er Jahre eine Neuorientierung der Medienkunst? Warum?

Jahrmann: So much looking back – mhm – naja, habe das noch nie so reflektiert. Das war die Zeit, als ich noch studierte habe – und klar, mit dem Beginn der Web-Sache und der Etablierung der Netzkultur für die »Massen« hat sich auch die Kunst, die ja die Lebensrealität reflektiert oder zumindest wiederspiegelt – neu ausgerichtet.
Ich denke aber, dass das Kunsthistoriker sicher gut »bearbeiten« – oder vielleicht auch bearbeitet haben... das ist aber nicht mein Metier.

Danke fürs Interview

BIOGRAFIE



Margarete Jahrmann (* 21. Juni 1967 in Pinkafeld) ist eine österreichische Medienkünstlerin und Kunsttheoretikerin.

Margarete Jahrmann studierte an der Universität für Angewandte Kunst in Wien. Zunächst erhielt sie einen Lehrauftrag für Programmiersprachen an dieser Universität. 1999 war sie als Gastprofessorin für Hybridmedien an der Kunstuniversität Linz tätig. Von 2000 bis 2006 lehrte sie als Dozentin am Studienbereich Neue Medien an der Hochschule für Gestaltung und Kunst in Zürich.

Seit September 2006 ist sie Dozentin in der Vertiefungsrichtung IAD (Interaction Design) im Programm Game Design der Hochschule für Gestaltung und Kunst in Zürich.

Als Künstlerin ist sie vor allem im Bereich Medienkunst aktiv. Sie ist unter anderem Mitbegründerin des Kunstservers konsum.net und an zahlreichen Netz- und 3D Game-Projekten beteiligt.

2003 erhielt sie für das Projekt »Nybble Engine« die Auszeichnung Interactive Arts beim Prix Ars Electronica. *(wikipedia)*

Erratum

In unserer Ausgabe vom September 2010 veröffentlichten wir zum Text von F.E Rakuschan in der Reihe »Mythos Medienunst« das Bild DIE ELEKTRONISCHE GALERIE. F.E Rakuschan legt Wert auf die Bekanntgabe, dass er als damaliges Mitglied von KUNSTLABOR lediglich für die theoretische Rahmung des Projekts DIE ELEKTRONISCHE GALERIE zeichnet (vgl. Kunstlabor: Electronic Gallery, in, Mythos Informatin. Welcome to the Wired World. Katalog der ars electronica 95, S. 271-280). DIE ELEKTRONISCHE GALERIE wurde in Teamarbeit realisiert: Franz Xaver, Max Kossatz, F.E. Rakuschan und Oskar Obereder.

Gabriele Heidecker Preis 2011

In Erinnerung an die 2008 verstorbene Linzer Architektin und Künstlerin Gabriele Heidecker verleihen die Grünen Linz an herausragende Künstlerinnen und Künstlerinnenkollektive 2011 erstmals den »Gabriele-Heidecker-Preis«. Der Gabriele-Heidecker-Preis soll als Kunstpreis verstanden werden und jene Künstlerinnen auszeichnen und fördern, deren Arbeiten mit der Intention von Gabriele Heideckers Wirken korrespondieren. Die Auszeichnung ist mit 5.000 Euro dotiert und wird von Grünen-Stadträtin Eva Schobesberger gestiftet. Unterstützt wird das Projekt von einer Initiativgruppe rund um Susanne Blaimschein, Gerda Forstner, Beate Göbel, Gabriella Hauch, Wolfgang Modera sowie Gerti Plöchl.

Die Nominierungs- und Einreichphase für den Gabriele-Heidecker-Preis 2011 läuft bis zum 28. Februar 2011, bis dahin müssen Bewerbungen im Büro der Grünen Linz, Altstadt 22a, 4020 Linz oder per E-Mail unter *linz@gruene.at* eingelangt sein.

Nähere Informationen: *http://www.gabriele-heidecker-preis.at*

Residency Winterhafen Linz 2010

Franz Xaver über die GastkünstlerInnen auf dem Schiff »Eleonore« der Stadtwerkstatt.

Der Kunstmarkt boomt mit der Krise. Kapital will gut angelegt werden, um nicht weniger zu werden. Wenn Werte schwinden schafft man Kunstwerte. Ein alternatives Kapitalsicherungssystem abseits vom Finanzmarkt. Mit genügend Kapital und breit gestreutem Einkauf funktioniert diese Kapitalanlage ohne Risiko. Aber auch Ausstellungen in Museen und Kunsthäusern funktionieren zur Zeit ab einer bestimmten Größe und über ein professionelles Kulturmanagement bestens. Interaktive Installationen beziehen Besucher in die Ausstellungen mit ein, aber zugleich werden die Besucherströme wie Herden über ein ausgeklügeltes Einbahnsystem durch die Ausstellungen getrieben; die Besucherzahlen über Schulklassen und dem Argument der Kunstvermittlung in die Höhe geschraubt. Politik, Handel, AusstellungsmacherInnen und Tagesmedien sind also mit der Kunst im Moment sehr zufrieden. Ein funktionierendes künstliches System zeigt breite Wirkung.

Das »Artists in Residency«-Projekt Horizon will sich im Gegensatz dazu um Kulturschaffende kümmern, die sich mit aktuellen sozio-kulturellen Themen auseinandersetzen. Gerade im Bereich der neuen Medien besteht hier ein immenses Defizit. Die maschinelle Informationsverarbeitung verbessert und beschleunigt logische Konsequenzen, und treibt unter anderem oben genannte Kunstszenerie in schwindelnde Höhen. 10.000ende Menschen befinden sich in einem Höhenrausch der Kunst. Daneben haben die klassisch ausgebildeten KünstlerInnen schon lange aufgegeben sich mit dem Thema Neue Medien auseinanderzusetzen. Studierende werden schlecht ausgebildet, sie können sich gar keine Meinung zu aktuellen Informationsthematiken bilden. Sie sind zu UserInnen degeneriert, und trotten so durch oben genannte Szenerien. Es gibt keinen vernünftigen Lehrplan im Bereich der Neuen Medien. In unseren Universitäten herrscht nach wie vor ein Meisterklassenprinzip, bei dem eine absolute Weltanschauung vertreten wird. Im Bereich der Neuen Medien ist diese Struktur hoffnungslos überaltert, und hat mit der Wirklichkeit nichts mehr zu tun. Unsere diplomierten KünstlerInnen bringen zu aktuellen informationstechnologischen Fragen schon länger keinen Pups mehr hervor – keine Meinung – keine nennenswerte Positionierung.

Als zeitgenössisch und kulturreferezierend könnten am ehesten noch die FreeSoftware- und OpensourceprogrammiererInnen (FLOSS) gezählt werden. Weiters gehören auch AnwenderInnen von FLOSS, sowie Personen mit selbstprogrammierten Programmen und selbstgebastelten Maschinen zu den glaubwürdigsten Personen in diesem Genre. Aber auch sie kommen nach 15 Jahren langsam in die Jahre. Die Informationslawine rollt und kann nicht aufgehalten werden – Aufklärung bis zum bitteren Ende. Aber man findet sie noch vereinzelt: Jene Personen und TechnikerInnen, die sich nicht von der Informationsmaschinerie verwalten lassen wollen. Sie ignorieren alle Regeln. Und es mag vielleicht an ihrer Lust an der Sinnfreiheit (frei vom Logos), an spontanen Entscheidungen, an der Musik und Lebensphilosophie liegen, die einen Gegenpol zu unserer sozio-kulturellen Situation erkennen lässt. In Bezugnahme auf die Strukturen des Informationssystems ist ein Wildwuchs einer logischen Vorgehensweise bzw. dem Konstruktivismus vorzuziehen.

Vor diesen Hintergründen wurden die KünsterInnen zu unserem »Artist in Residence«-Programm im Linzer Winterhafen eingeladen. Erste Künstlerin dieses Sommers war Eleonora Oriegga (Eleonora@Eleonore). Geboren in der Nähe von Mailand, lebte sie lange in Amsterdam. Sie arbeitete viel mit Dyne.org. Eine Kooperative von Personen, die eine Live-CD herausgibt. Als Live-CD bezeichnet man eine CD auf der das gesamte Betriebssystem und Anwenderprogramme bootfähig vorhanden sind. Fremdmanipulationen sind ausgeschlossen, da beim nächsten Start der Computer wieder am Anfangszustand ist. Neben der Opensourcearbeit war Eleonora auch in der Amsterdamer Squattingszene aktiv – schaffte so physische Räume für intellektuelle Personen und TechnikerInnen. Im Linzer Winterhafen arbeitete sie an analogen Schaltkreisen, die über Umwelteinflüsse, vor allem über Licht, Sound generierten. Aber auch das Unterwassermikrofon der Forschungsboje, die von der Stadtwerkstatt bei der Linzer Nibelungenbrücke betrieben wird, wurde für die abschließende Soundperformance im Café Strom verwendet. Über Stroboskope wurden Rhythmen und Sounds vorgegeben, die dann von Eleonora und Künstlerfreunden aus Mailand analog bearbeitet wurden.

Nach Eleonora kam Armin Medosch auf das Schiff. Armin – ein Urgestein der Medienkunst. Seit dem Zeitalter des Standalone-Homecomputers (Mitte der 80er Jahre) ist er ein Mitstreiter für Transdisziplinarität und Demokratisierung der Medien. Mit Radio Subcom trat er bereits vor 25 Jahren in der Stadtwerkstatt Linz und im Rahmen der Ars Electronica auf. Vielleicht spürte er Anfang der 1990er Jahre die automatische Demokratisierung über das Internetz, und ließ sich deshalb auf auf das Mega-Projekt Kunstschiff Stubnitz ein. Die Stubnitz, ein Kunst- und Kulturschiff mit 5.000 Bruttoregistertonnen (Vergleiche die Eleonore mit 42T). Als einer der Hauptinitiatoren trug er damals einen Großteil der Verantwortung, und die lastet noch heute auf seinen breiten Schultern. Seine Erfahrungen mit insulierten sozialen Systemen flossen in langen Gesprächen in die Potenziale der Eleonore ein. Nach der Stubnitz war Armin in der Welt der Netze tätig. Telepolis, heise.de, Opensource und Funknetze prägten ihn als Aktivist und Kurator von Netzkunst und Netzkultur. Einer der ganz wenigen »alten« Medienkünstler, der seine Weltanschauung trotz Internet und Copyleftbewegung nicht aufzugeben brauchte. Sie passte in sein Schaffen wie das Bit ins Byte. Die Zeit in Linz nutzte er, um im Archiv der Ars Electronica nach den Medienkunstereignissen vor dem globalen Netz zu forschen. Eine ganz wichtige Arbeit, die er hier leistete, denn diese Dokumente prägten die Vergangenheit. Über verschieden gewichtete Archivbeiträge ließen sich Positonsverschiebungen aufspüren, die aus einer Globalisierung und Kommerzialisierung der neuen Medien resultieren.

Nach Armin kam die Cooperative Girl.tv aus Hamburg an Bord. In Vertretung von Girl.tv waren Michael Heering und Elena Getzieh in Linz. Girl.tv ist einer der wenigen FLOSS-Server, die von KünstlerInnen betrieben werden. Oft beschäftigen die KünstlerInnen dafür Techniker – falls sie sich das leisten können. Bei Girl.tv ist das nicht so. Girl.tv sieht sich als Living Webpage. Sie arbeiten viel mit der Vermischung von realem mit virtuellen Leben. Unter anderem wurde die Treppe vor der Stadtwerkstatt mit der Treppe von Panzerkreuzer Potemkin zu filmischen Skizzierungen verarbeitet, wobei auch Schiffscamouflagen mit einbezogen wurden. Die Eleonore wurde über die Sicht der Webcam mit Schiffscamouflagen getarnt.

Als vorerst letzte Künstlerin kam Theresa Schubert aus Weimar. Sie lebt und arbeitet zur Zeit in Linz im Ars Electronica Center, und wohnte deshalb nicht auf dem Schiff. Theresa beschäftigt sich mit Schleimpilzen. Ein interessantes Thema, da sich der Schleimpilz in keine Gattung einordnen lässt. Der Schleimpilz hat Potenzial, in der natürlichen Informationsentwicklung eine besondere Rolle einzunehmen. Sich mit Informationsverarbeitung auseinandersetzen zu wollen, ohne dass man auf die Natur sieht, macht wenig Sinn. Nicht im Sinn der Bionik, bei der man meist nur auf effektivere Maschinen und Tragwerkskonstruktionen bedacht ist, sondern um die Informationentwicklung in der Evolution besser verstehen zu können.



Freigeist! nicht vogelfrei…

Franz Krahberger, Autor und Herausgeber des sehr lesenswerten »Electronic Journal Literatur Primär«, ejournal.at, hat sich seit Jahren ganz dem Webpublishing verschrieben. Die »überholten Vorstellungen von Literatur« der Literar Mechana haben ihn nun in eine prekäre Situation gebracht.

Ich habe der Literarischen Verwertungsgesellschaft, seit 2006 Literar Mechana, einiges zu verdanken. Umsomehr wurde ich von einem abschlägigen Bescheid im Mai dieses Jahres überrascht. Ich habe mich über die Konditionen einer Pensionsversorgung, die mir nach all meinen erbrachten Leistungen im östereichischen Literaturbetrieb sowie in eigener Autorschaft an sich zusteht, informieren wollen. Es kam anders. Man behandelte meine Anfrage als Antrag, der von der Jury offensichtlich ohne Kenntnis der nötigen Fakten abgeschmettert worden ist. Nur ein Autor von acht Anwesenden hat sich für mich ausgesprochen. Die zwei Vertreter des BM Unterricht & Kunst und des BM Justiz (!) verhielten sich neutral.

Aus der naheliegenden Erkenntnis, dass das Neue Medium Internet und WorldWideWeb das Medium der Gegenwart ist und jenes der Zukunft sein wird, habe ich mich konsequent auf Webpublishing konzentriert. Viele Hypertexte > Mixed Media Integrationen meinerseits sind nur im Internet zu finden. Internet User zahlen für den Content leider keinen Cent. Sie geben ihre Mittel für Hardware, Software und den Provider aus. Das ist das Dilemma jedes Contentgestalters und Anbieters.

Das Webmedium ist zum beherrschenden Medium der Gegenwart gediehen, auch mit Hilfe der Leistungen der Anbieter von Inhalten, von Content. Printverleger sehen meist das Netz als lästige Konkurrenz und versuchen, es auf ihre Art und Weise madig zu machen.

Um 2000 herum hat eine bemühte Runde eine Reihe von Fragen des Internet Publishing im Wiener Goethehof gegenüber der Oper debattiert. Unter anderem wurde die Gründung einer neumedial bezogenen staatlichen Verwertungsagentur zur Diskussion gestellt. Es war ein Fehler, diese Debatte nicht voranzutreiben. Letztendlich ist das ernstzunehmende Vorhaben dem temporären Flop der New Economy zum Opfer gefallen.

Die Jury der Literar Mechana hat keinerlei Neue Medien-Kompentenz gezeigt, verharrt in überholten Vorstellungen von Literatur. Ein wesentlicher Fortschritt österreichischer Kunst- und Literaturauffassung hat sich im Gründungskonzept der Grazer Autorenversammlung vor 40 Jahren niedergeschlagen. Man hat einen erweiterten und interdisziplinären Literatur- und Medienkunstbegriff ausgerufen, während die Literar Mechana offensichtlich noch immer überholten belletristischen Vorstellungen nachhängt, die sich in der Geruhsamkeit des PENS gefallen.

Die österreichische Literaturlandschaft ist zu einer konservativen Geisterlandschaft gefroren. Die Literar Mechana beugt sich den Vorstellungen der Gesellschaft für österreichische Literatur, deren Leiterin ausgemacht technologiefeindlich ist. Ich werde mir meine Rechte nicht nehmen lassen. Ich werde mir soziale Anrechte und Ansprüche, die legitim sind, so durch mangelnden Verstand und Inkompetenz nicht verhindern lassen.

Ein Vorfall anlässlich der Buchwoche 2009 im Wiener Messepalast hätte mich warnen können. Gerald Schantin, Präsident des Hauptverbandes des österreichischen Buchhandels, Geschäftsführer von MORAWA, weist auf der Buch Wien 09 auf die Urheberrechtskontroverse mit Google hin.

Zwei Tage später frage ich ihn, ob ihm die Geschäftsbeziehungen zwischen Randomhouse USA, zugehörig zur Bertelsmann AG, und Google bekannt sind.

Schantin fällt aus allen Wolken. Er weiß von nichts oder will nicht zeigen, dass er weiß. Er ist befreundet mit Pfuhl, dem Vorsitzendenden der Geschäftsleitung der Verlagsgruppe Random House, und hat den bis dato für einen der wichtigsten Mitstreiter in der Google Frage gehalten.

Man muss die Frage stellen, welche Nebenabsprachen, welche verborgenen Klauseln wurden zwischen Random Bertelsmann und Google in den USA bereits getroffen, die später global umgesetzt werden. Ich bin mir gewiss, dass die Random Google Konstellation kartellrechtlichen Prüfungen nicht standhalten wird.

Darauf ließ mich Franz Leo Popp von der Literar Mechana per E-Mail am 15. November 2009 in einer gewohnt kryptischen Formulierung wissen: *Das ejournal hat hier – durch die Vermischung längst bekannter Geschäftsverbindungen mit dem Book Settlement, durch die daraus konstruierte scheinbare »Täuschung« eines führenden Buchhandelsfunktionärs, – »Patzer und Pannen« zu verantworten.* Der Popp gibt also zu, dass alles schon längst bekannt ist und bestätigt so meine



Foto: Franz Xaver

Franz Krahberger in Linz vor dem Katamaran von Luger Markus

Einschätzung und Wahrnehmung und versucht mir das Ding trotzdem anzudrehen. Das ist vermessen und ausgekochte Demagogie.

Wie stellt sich denn das der Popp vor? Unmündige Autoren und Autorinnen, die am Staatssäckel angebunden gehalten werden, wie die schwarzen Schafe unter weißen Lämmern? Wehe, wenn sie blöken. Es gibt in diesem Land nicht nur die allgemeine Freiheit der Meinungsäußerung, sondern auch die verfassungsmäßig verankerte Freiheit der Kunst, Wissenschaft und Forschung gleichgestellt. Sollte die für Literatur etwa nicht gelten?

Offensichtlich nimmt Franz Leo Popp die Interessen von Verlagen und Buchhändlern, die ohne öffentliche Förderung und Buchpreisbindung schon längst zusperren müssten, eher wahr als die der produzierenden Autoren und Autorinnen. Das ausjurierte Resümee einer jahrzehntelang andauernden Beziehung zum österreichischen Literaturbetrieb macht betroffen. Ich habe nicht nur einem Autor geholfen. In den 80er Jahren war ich selbst in die Kommission des Sozialfonds berufen und habe da anstelle eines von Ernst Jandl gefordertem Schriftstellergehalts ein Pensionsanrecht anregen können. Gedankt hat man mir meine Initiative nicht, wie man sieht.

Eines muss die Literar Mechana lernen. Das Internet bedarf exzellenter Suchmaschinen, selbst wenn die manchmal die Schranken überschreiten. Sie können zur Ordnung gerufen werden. Das Internet kann nicht mehr abgeschafft werden.

Die von der Literar Mechana einberufene Jury erweist sich als Computer Illiterated. Die haben eine Menge Nachholbedarf. Ich habe nichts nachzuholen, ich arbeite und produziere und gestalte mit dem Netz und für das Netz. Das seit 17 Jahren.

Warum kommt die Jury dazu, meine Arbeit zu disqualifizieren? Bloß, weil ich die richtigen Fragen stelle und die richtigen Antworten gebe? Ich beschäftige mich mit dem Einfluss der Technik auf die Kultur, mit den zeitgemäßen Alltagskulturen, in denen die Belletristik bloß noch der Käuflichkeit dient, verfasse Essays und arbeite an der Entwicklung von Hypertexten, die Aufmerksamkeit erregen und anerkannt sind.

Ich bin anerkannter Schriftsteller und Medienautor und bastle keineswegs an literarischer Sortenreinheit. Wahre Literatur ist weder eine Apfel-, noch Birnensorte und lässt sich mit Kirschen nicht gleichsetzen, und schon gar nicht mit Marzipan und Zuckerguss.

Das Electronic Journal Literatur ist ein global anerkannter publizistischer Erfolg. Will die von der Literar Mechana eingesetzte Jury das ignorieren, mit Scheuklappen versehen daran vorbeischauen?

Diese Groteske aus dem Fundus des Theaters des Verhinderns, die die Jury des Sozialfonds der Literar Mechana aufgeführt hat, werte ich sowohl als persönlichen wie strukturellen Affront.

Weiters ist festzuhalten: Im Rahmen des zweiten österreichischen Juristentages in Wien 1964 wurde das Förderungswesen unter dem Blickwinkel des Legalitätsprinzips unter anderen in einem Referat von Sektionschef Dr. Edwin Löbenstein unter besonderer Berücksichtigung des Subsidiaritätsprinzips behandelt. Löbenstein stellt dezidiert klar, dass Subventionen nie bloß Unterstützungen sind, sondern von der Erfüllung bestimmter Aufgaben durch den Empfänger abhängig gemacht werden. Der Staat hat öffentliche Aufgaben mit Mitteln des öffentlichen und zivilen Rechts zu verwirklichen. Und zwar nach der Maßgabe, dass die kommerziell orientierte Wirtschaft bestimmten Aufgaben verständnislos gegenüber steht und diese auch nicht wahrnimmt. Sozusagen einen offensichtlichen Mangel stehen lässt.

Der Staat ist befugt und verpflichtet, eine Gegenleistung zu verlangen. Ich habe meine Leistungen immer erbracht.

Der kulturelle Sektor muss die soziale Versorgung der Produzenten gewährleisten und zum Beispiel die Altersversorgung für freischaffende, nichtbeamtete Künstler leisten können, die ihr Leben lang für kleinere und größere Fortschritte im kulturellen Leben gesorgt haben. Die Geldmittel, die freischaffende KünstlerInnen in ihrer Lebenszeit erwerben, die oft als Produktionsmittel eingesetzt werden müssen, reichen für die Mehrheit der Betroffenen nicht aus, eine private Altersvorsorge eingehen zu können. Mit dieser Crux muss nach wie vor jeder Künstler und jede Künstlerin, jene, die einen freien Beruf gewählt haben, rechnen.

Eines ist gewiss, der überhitzte und in sich marode Printmarkt darf nicht mittels Gelder saniert werden, die einem anderen, dem Neuen Medium, zugute zu kommen haben.

Das Electronic Journal Literatur Primär, mit meinen Arbeiten und denen meiner KollegInnen, wird seit drei Jahren vom Deutschen Literaturarchiv in Marbach bei Stuttgart gesammelt.

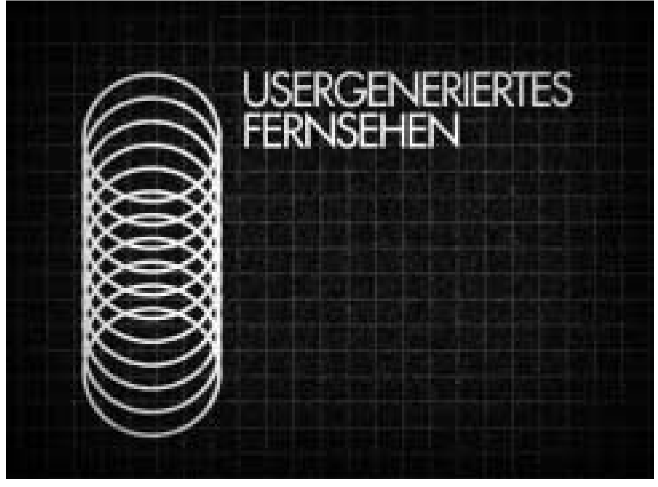
---

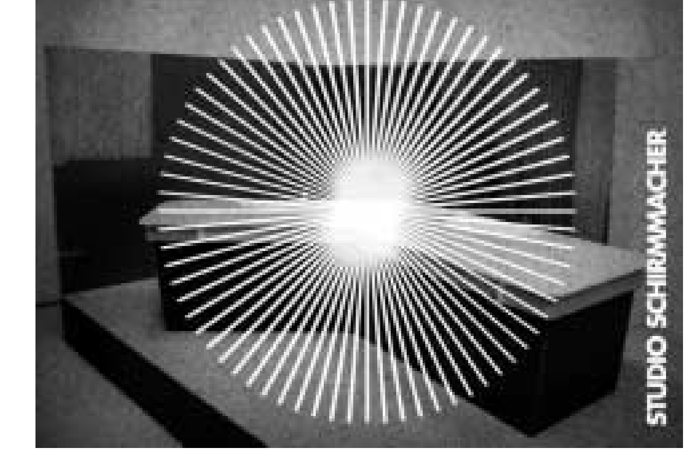
http://www.ejournal.at/

Wir haben einen Fernsehsender!?

DORF, der offene Rundfunk, ist kurz gesagt sowas wie Radio FRO auf Fernsehen umgelegt. An der Schnittstelle von Internet und klassischem Fernsehen bietet DORF eine TV-Plattform für usergenerierte Inhalte. Einfach. Unkompliziert. Experimentell. Von *Astrid Esslinger*.







Videostills aus »dorf_breaker« von Clemens Kogler

Ich besitze kein TV-Gerät, daher melde ich mich bei Gabi Kepplinger, der Programmverantwortlichen von DORF, zum Fernsehnachmittag an. Wir schalten ein bei Richard Sennets Vortrag bei der Ars Electronica. Souverän gefilmt von der Medienwerkstatt spricht ein alter Mann unaufgeregt mit der monotonen Stimme einer Übersetzerin. Ich kann mich nicht auf den Inhalt konzentrieren, wir zappen durch die dvb-t-Box. Neun Programme, eigentlich ein intimer Raum, irgendwie anachronistisch, mir gefällt das, ich wurde groß in einer Zeit, als sich die gesamte Nation auf zwei Kanälen drängte. Ebenfalls gefällt mir die Sendersignation, die an diesen Anachronismus anknüpft und Testbilder einsetzt, die an eine Zeit erinnern, als es noch Sendepausen gab.

Die Alternativen auf den acht anderen Sendern – Tier- und Sozialdokus sowie diverse »Talks« – bringen uns schnell zurück auf DORF. »Tex the City«, drei Herren schlendern beim Winklerbahnhof herum. Sie sind auf den Spuren des letzten Tipps-Titelblattes »Schandfleck von Linz«. Eine locker geführte Handkamera lässt mich ziemlich nah ran, Peter Arlt und Georg Ritter im zwanglosen Gespräch mit Tex Rubinowitz über das Brachland. Auch beim nächsten Beitrag »Anti Atom Komitee – Mit dem Bus zur Großdemo nach München« von Ufuk Serbest, bin ich als Zuseherin mitten im Geschehen. Noch ein paar Kunstvideos. Ok, meine Fernsehvorlieben waren Sitcoms und ausgewählte Spielfilme, aber die Qualität der Beiträge aus dem ca. 110 minütigen Loop, der von 12 bis 24h läuft, überrascht mich positiv. Die Länge der Beiträge variiert von ein paar Sekunden, wie eine Animation tschechischer KunstschülerInnen, die in Linz zu Gast waren, bis zu 40 Minuten japanischer Kampfkunst gefilmt auf einer Nordico-Veranstaltung. Kunstvideos im Fernsehen treffen bei mir auf fruchtbaren Boden, denn in Ausstellungen mit Kopfhörern vor Monitoren zu stehen, finde ich deprimierend.

Auf der Webseite dorftv.at gibt es sehr übersichtlich Hintergrundinformationen, Programmdetails und stepbystep-Anleitungen sowie das Videoarchiv bereits gesendeter Beiträge. Ich stoße auf die Podiumsdiskussion zwischen Julius Stieber, seit Mai 2010 Kulturdirektor der Stadt Linz, und VertreterInnen der Freien Szene. Das trifft sich gut, habe ich damals versäumt und schaue ich mir sofort an. Dann gibt es bereits einige DORF-Gespräche. DORF agiert als Gastgeberin für eine Gesprächsreihe, die jeden Mittwoch um 20 Uhr zu unterschiedlichen Themen und Fragestellungen vor allem aus dem Kunst- und Kulturbereich live aus dem Studio Schirmmacher am Linzer Hauptplatz ausgestrahlt wird. Publikum ist herzlich willkommen und der Eintritt ist frei. Die DORF-Gespräche sind Diskussionen, Beiträge und Hintergrundinformationen zur vielfältigen Arbeit der Kunst- und Kulturszene aus Oberösterreich, aktuelle Themenschwerpunkte sind Video, öffentlicher Raum und Kulturpolitik. Ich finde bekannte Namen; so unterhalten sich Leo Schatzl und Wolfgang Georgsdorf über Videoproduktion, von den experimentellen Anfänge an der damaligen Kunsthochschule Ende der 70er Jahre, von Super 8, Magnetbändern und Irritation ist da die Rede. Zwischendurch wird die Handkamera eingeblendet, die Georgsdorf während des Gesprächs das »Nachrichtensprecherpult« abtasten lässt. Es lässt die Wunderlichkeit erahnen mit der dieses Medium entdeckt wurde. Leider kommen keine Beispiele von Produktionen aus der Zeit. Spannend das Gespräch mit Edith Stauber, es zeichnet, unterstützt mit filmischen Beispielen, ein komplexes Bild ihrer Arbeit, eine Generation später.

Die »Talk-Gäste« sitzen in der Studioinstallation des Linzer Künstlers Lorenz Estermann. Aus bemalter Pappe ist eine klassische TV-Studiokulisse nachempfunden, die die Gäste gelungen ins Bild setzt und in der Wahl der Mittel auch die Philosophie des Senders unterstreicht, nämlich mit simpler Ausrüstung Qualität zu produzieren.

Aber zurück zu: »Wir haben einen Fernsehsender!?«
my space, your space, her space, his space, our space
verkündet der jingle.

DORF sendet im Beta-Betrieb, d.h. es versteht sich als die erste »Ausgabe«. Der Sender befindet sich im Aufbau, Logistik und Programm werden schrittweise entwickelt, der Übergang zum Vollprogramm erfolgt fließend.

Der freie Sendeplatz wartet auf seine NutzerInnen.

Aktuell gibt es die Möglichkeit vorhandene televisuelle Produktionen im »open space« zu platzieren. Du brauchst hier kein eigenes Fomat und kein Sendekonzept. Ein offener Raum für alle, die unregelmäßig senden wollen. Für die Übermittlung von Videos, Filmen oder kurzen Beiträgen steht das Upload Interface der Website zur Verfügung. Die Beiträge werden in die Playlist eingefügt und laufen beim nächsten Loop bereits am Sender, kostenneutral, Werbung wird aussortiert.

In Planung ist das Format »Open Channel«, das fixe Sendeplätze vergibt. Du brauchst ein Grundkonzept und sendest in nachvollziehbarem Rhythmus. Fixstarter sind derzeit Kupf TV und fiftitu% .

Noch im Entwicklungsstadium ist das Magazin DORF-Sache. Im Fokus steht die Philosophie der kurzen, spontanen »Beiträge« und nicht das Gestalten gesamter Sendungen oder Magazine. Die Idee hinter der DORF-Sache lautet: Einfach und schnell produzieren. Z.B. mit der Videofunktion deiner Digitalkamera oder deines Handys. Die Länge der Beiträge ist begrenzt mit maximal drei Minuten. Als redaktionelles Netzwerk werden BotschafterInnen etabliert, die als ProduzentInnen, KommunikatorInnen und AdministratorInnen fungieren. In Summe entsteht eine fortlaufende Geschichte des regionalen Lebens aus vielen unterschiedlichen Blickwinkeln, ein televisueller Dialog.

Wie sich die redaktionelle Arbeit entwickeln wird, ist die zentrale Frage, denn die eingespeisten Beiträge aufzubereiten, zu ordnen, in thematische oder formale Beziehungen zu setzen, fragwürdige Qualität auszuschließen, etc. ist entscheidend für das Erscheinungsbild, das einen TV-Sender ausmacht und ihn von einer playlist in einem Internetforum unterscheidet.

Die Chance, dass sich ohne Quotendruck in einem experimentierfreudigen »work in progess«-Verfahren Formate entwickeln, die ein Senderprofil prägen und den Gewohnheitsrezipienten und die abgelutschte Fernsehoberfläche verlassen, ist durchaus gegeben.

Unabhängigen Organisationen und Personen, die in der oberösterreichischen Kultur- und Medienlandschaft fix verankert sind, unterstützen die Entwicklung von DORF mit ihren Ressourcen und ihrem Know-how und tragen auch die DORF TV GmbH.

Kernpartnerin ist die Kunstuniversität Linz. Sie hat televisuelle Aspekte seit Jahren in der Lehre verankert, und war Mitstreiterin von Pilotprojekten und Sendeversuchen. Angedacht ist, dass der praktischen Teil der Lehre in Zukunft »hands on« im DORF-Studio stattfindet. Das Studio im Schirmmacher wird in Kooperation von DORF, Kunstuniversität und ÖH als offener Studio- und Begegnungsraum bespielt. Studierende nutzen den »Schirmmacher« für Ausstellungen, Installationen und Präsentationen, und erweitern die Konzeption der künstlerischen Präsentation um die Komponente des Mediums Fernsehen.

»Die Medien sind abhängig von Informationen, die von der Politik und der Wirtschaft geliefert werden sowie von Experten, die ihrerseits auf Anerkennung und Finanzierung durch diese primären Organe und Quellen der Macht angewiesen sind.«, analysiert Naom Chomsky die Situation der Massenmedien, *»Die großen Medien sind Konzerne, die ihren Kunden ein Produkt auf dem Markt verkaufen. Ihr Markt ist die Werbung, ihre Kunden sind die Auftraggeber für Anzeigen, ihr 'Produkt sind die Konsumenten.«*

Abseits dieses Handels stellt DORF ein Experimentierfeld für eine zivilgesellschaftliche Öffentlichkeit zur Verfügung. Die Erfolgsgeschichte von Radio FRO lässt annehmen, dass die Region das Potenzial besitzt, es zu nutzen.

Astrid Esslinger lebt als freischaffende Künstlerin in Linz. Einige ihrer Bilder sind auf http://esslinger.servus.at *zu bewundern.*

INFO

Zu empfangen ist DORF **über Antenne** zu Hause auf dem **Fernseher mit DVB-T Box** oder **DVB-T fähigem TV-Gerät**; oder mobil mit **PC** und **Laptop** mit **DVB-T Karte** oder **USB-Stick**. **Kanal 51, 714 MHz** im **Großraum Linz-Wels-Steyr**.
Bei Empfangsproblemen ist zu beachten, dass die DVB-T Antenne über eine ausreichende Signalverstärkung verfügt, denn Dorf sendet mit einem Bruchteil der Leistung anderer Sender.

Über die Netzadresse *www.dorftv.at* verbinden, registrieren, anmelden, hochladen.
Für persönliche Kontakte: Studio Schirmmacher im Brückenkopfgebäude Ost am Linzer Hauptplatz, Montag bis Freitag von 11.00 bis 13.00 Uhr.
E-Mail: *office@dorftv.at*
0699/17244870 (Otto Tremetzberger, kaufmännische Leitung)
0699/17244880 (Gabriele Kepplinger, Programmleitung)

MILCH HONIG
CAFÉ STROM
Kirchengasse 4

Wie mache ich unser Radio barrierefrei?

Sabina Köfler über den diesjährigen barrierefreien Radioworkshop, Klangexperimente, zitternde Stimmen und Einbahnstraßen im Radiostudio.

Der von Veronika Leiner 2006 ins Leben gerufene Radioworkshop mit dem schwierigen Namen »radiabled« (Wortkonstruktion vom engl. »radio« und »able«= befähigt) verfolgt das Ziel, Radiomachen barrierefrei und lustvoll zu gestalten. Als ich im Mai diesen Jahres bei Radio FRO 105.0 MHz die Rolle der Programmkoordinatorin übernahm, hatte ich das Glück, das schon bestehende »radiabled«-Redaktionsteam kennenzulernen, eine Gruppe radioerfahrener RedakteurInnen mit körperlichen Beeinträchtigungen. Erfreulich schnell wurde ich in die Gruppe aufgenommen. Auch die Organisation des »radiabled«-Workshops fiel mir so zu. Die unerwartet hohe Anzahl an Anmeldungen erfreute mich und stolz präsentierte ich meinen KollegInnen laufend die aktuelle Zahl. Mit vielen der TeilnehmerInnen hatte ich im Vorfeld telefoniert, ich musste mich erkundigen welche speziellen Bedürfnisse die Einzelnen hatten.
Das erste Zusammentreffen am Tag 1 des Workshops war nicht nur für die TeilnehmerInnen spannend. Auch ich freute mich über die heterogene Gruppe. Menschen aus den verschiedensten Teilen Österreichs waren angereist, um Radio kennenzulernen und mitzugestalten. Mit Spannung erwartet wurden die TeilnehmerInnen auch von den sechs Workshop-LeiterInnen, die allesamt jahrelange Erfahrung im Gestalten von Radiosendungen oder im Schaffen von Musik haben.


Foto: Sabine Köfler

v.l.n.r.: Radiabled-WorkshopteilnehmerInnen Karin Happacher, Beate Koch und Harald Schatzl

Rollstuhl-Loops und Wetterfrösche

An diesem Wochenende wurde nicht nur Basiswissen rund um das Gestalten von Radiosendungen vermittelt. Gemeinsam wurde außerdem an verschiedensten Radioformaten gearbeitet und experimentiert. Drei Module standen zur Auswahl: »Klangexperimente«, »Radio DJ« und »Wort, Wort, Wort«. In Letzterem wurde auf eindringlichen Wunsch einer Teilnehmerin ein anfangs schwierig erscheinendes Thema – Wetter – auf spielerische Weise behandelt. Schon nach kurzer Zeit waren die ersten Ansätze eines Hörspiels vernehmbar. An einem Tisch gefüllt mit Synthesizern, Midi-Keyboards, Drum-Pads, Mikrofonen und Mischpulten konnten einige ihre ersten Erfahrungen mit der Produktion eines eigenen Musikstücks sammeln. Aufnahmegeräte dienten dem Einfangen von Umgebungsgeräuschen und so wurden die Geräusche eines Kaffeeautomaten, der Klang einer in Schwingung versetzten Glasfassade oder das Rattern eines Rollstuhls über steinerne Bodenplatten zu Grundbausteinen der eigenen Komposition. Mit Samples überlagert, geloopt und fein arrangiert entstand so im Modul »Klangexperimente« in wenigen Stunden ein erstes Meisterstück.
Mit dem bereits eingeschworenen TrainerInnenteam des »Radio DJ«-Moduls konnte eine erste Berührung mit der Tonstudiotechnik erfolgen. Wie kann man im Radio über Musik reden? Diese Frage beschäftigte die Gruppe, und mittels der Erprobung von Interviewtechniken, dem Verfassen von Moderationstexten und der Auswahl der »richtigen« Musik schaffte sie es, ein spannendes Thema – die Musiktherapie – in eine radiotaugliche Form zu bringen. Nach nur etwa zehn Stunden, in denen die Radiobegeisterten in den einzelnen Gruppen gearbeitet hatten, wurden in einer gemeinsamen Redaktionssitzung die einzelnen produzierten Beiträge zu einer gemeinsamen einstündigen Sendung verwoben.

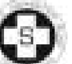
Lampenfieber und Einbahnstraßen

Mit dem Umspringen der Zeitanzeige des Studiomonitors auf 17 Uhr und zehn Sekunden wurden zum Glück außer mir auch noch einige der TeilnehmerInnen nervös. Das eine oder andere Zittern in der Stimme war zu vernehmen – ein Moment des Radioworkshops, den viele bestimmt noch lange in Erinnerung behalten werden. Das Studio wurde, um den reibungslosen Wechsel der Gruppen zu gewährleisten, kurzerhand zur Einbahnstraße erklärt. Die »Klangexperimente«-Gruppe sendete zudem gleich aus dem Büro, in dem das gesamte musikalische Equipment auch während des Workshops aufgebaut war. Vor der gläsernen Studiowand drängten sich einige neugierige ZuseherInnen. 59 Minuten und 50 Sekunden später war für viele ihre erste Livesendung erfolgreich gemeistert.

Nachzuhören ist die Workshop-Sendung auf dem Cultural Broadcasting Archive von Radio FRO 105.0 MHz: *cba.fro.at*, Schlagwort »Radiabled Workshop«. Außerdem finden Sie die Fotostrecke zum Workshop auf *www.fro.at/radiabled*

Sabina Köfler ist seit Mai 2010 Programmkoordinatorin bei Radio FRO 105.0 MHz, leitet die »radiabled«-Redaktion und organisiert den »radiabled«-Workshop.






Wir machen Obdachlosigkeit hörbar

Eine Spendenaktion für obdachlose Menschen in Linz.



Foto: Petra Moser

FROstschutz wurde 2004 als Spendenaktion für obdachlose Menschen in Linz ins Leben gerufen und Radio FRO 105.0 MHz als Medium genutzt, um diese Aktion bekannt zu machen. Damit soll gerade in der kalten Jahreszeit auf das Schicksal obdachloser Menschen aufmerksam gemacht werden, denn sie sind nicht nur der Kälte des Winters, sondern vor allem dem Unverständnis und der Ablehnung ihrer Mitmenschen ausgesetzt. Ziel ist die Sensibilisierung der Linzer Bevölkerung für die Problematik von obdachlosen Menschen, das Wecken von Verständnis, das Einbinden von Betroffenen, die Vernetzung des sozialen Charakters der Aktion mit dem Linzer Kulturgeschehen unter Beteiligung der Betroffenen und der Bevölkerung. Neben stylishen und wärmenden FROstschutzprodukten, die auch heuer wieder in der Vorweihnachtszeit im Büro von Radio FRO erhältlich sind, gibt es auch seit 2008 Radio Kupfermuckn auf Radio FRO, eine Sendung der Kupfermuckn-Redaktion.

FROstschutzprodukte kaufen und Gutes tun!
Haube/Schal/Decke: 12,- Euro, T-Shirt: 15,- Euro

Spendenkonto: Radio FRO, Kontonr.: 32104162668, BLZ: 20320

Daniela Schopf, Juristin und Sozialarbeiterin, leitet die Frauenberatungsstelle »Frauen einer Welt« bei der Volkshilfe Flüchtlings- und MigrantInnenbetreuung und studiert zurzeit politische Bildung an der JKU. Bei Radio FRO engagiert sie sich seit 2004 als Redakteurin im Infomagazin FROzine und beim Kultur- und Bildungskanal sowie als Projektarbeiterin (»Black oder schwarz sehen! in Linz« und »FROstschutz«).

Freies Radio an der Universität

Seit Oktober 2010 gibt es eine Kooperation zwischen dem Lehramt Mediengestaltung der Kunstuniversität Linz und Radio FRO, um Studierenden die Möglichkeit zu geben, sich mit dem Medium Radio auseinanderzusetzen und die erworbenen Fähigkeiten als MultiplikatorInnen an SchülerInnen bzw. Jugendliche im Rahmen des Schulunterrichts oder in Form von Workshops weiterzugeben.

Diese Zusammenarbeit entstand durch ein Pilotprojekt im letzten Semester, in dem gemeinsam mit sehr engagierten LehramtsstudentInnen und zwei Jugendzentren eine Live-Radiosendung mit Jugendlichen erarbeitet und ausgestrahlt wurde. Im Studienjahr 2010/11 gibt es eine eigene zweisemestrige Lehrveranstaltung, in der sich die angehenden LehrerInnen im Wintersemester Kompetenzen in den Grundlagen des Hörfunks und dem Arbeiten mit dem Medium Radio theoretisch und praktisch erarbeiten, während im Sommersemester der Schwerpunkt auf der Vermittlung von Radio- bzw. Medienkompetenz für Jugendliche liegt.
In dieser unserer medialisierten Gesellschaft wird es immer wichtiger, schon Kindern und Jugendlichen die Möglichkeit zu geben, sich in unterschiedlichen Medienfeldern (hier Radio) in einem geschützten Rahmen ausprobieren und weiterentwickeln zu können. Es geht hier sowohl um die Entwicklung von der Rolle der KonsumentInnen hin zur Rolle der ProduzentInnen, als auch darum, den Blick auf Abläufe und Mechanismen in Produktion und Rezeption von Medien zu lenken (von dem hehren Ziel der Meinungsfreiheit und der Mediendemokratisierung mal ganz abgesehen). Radio als das (nicht nur technisch) einfachste und heute am meisten genutzte Medium hat auch im Zeitalter von Web 2.0, e-book und HDTV nichts an seiner Attraktivität und Bedeutung verloren. Speziell im Freien Radio ist ein niederschwelliger Zugang zum Medium für LehrerInnen und SchülerInnen auch innerhalb des Unterrichts möglich, worauf auch die Lehrveranstaltung abzielt.
Die Studierenden werden auf ihrem Weg zu RadiomacherInnen begleitet, und es werden ihnen im Hinblick auf ihre spätere berufliche Tätigkeit Werkzeuge in die Hand zu geben, um als MultiplikatorInnen Jugendliche für das Medium Radio zu begeistern und in der konkreten Arbeit mit der definierten Zielgruppe die Aneignung von Medienkompetenz (im Sinne einer kommunikativen, sozialen und kulturellen Handlungskompetenz) zu ermöglichen.

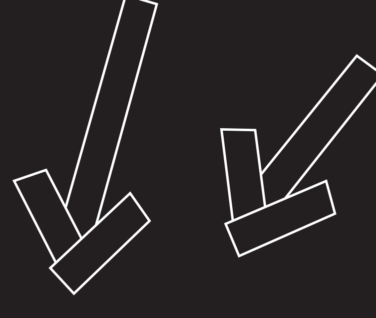
Aktuell nehmen acht StudentInnen dieses Lehrangebot wahr und beschäftigen sich mit dem Massenmedium Hörfunk in Theorie und Praxis – was heißt, dass sie natürlich auch on Air auf Radio FRO 105.0 MHz hörbar sein werden. Die ersten Sporen im Radio verdienen sie sich in eigenen und selbst produzierten Radiosendungen und Beiträgen ab Ende Jänner. Es handelt sich dabei um Reportagen und Hörspiele sowie eine Livesendung, die die Studierenden im Laufe des Semesters gestalten.

Oliver Jagosch ist bei Radio FRO 105.0 MHz für den Ausbildungsbereich zuständig und betreut eine Radio-Lehrveranstaltung an der Linzer Kunstuni.

LIWEST
Radio FRO 105.0 MHz das freie linzer stadtradio


VERLAUTBARUNGEN DES VERANSTALTUNGSDEZERNATS
Und wieder geht ein Jahr vorüber und zum Schluss bleiben die Erinnerungen!
Zu diesem Anlass haben wir ein paar Fotos der letzten Saison rausgesucht:
Beginnend mit dem Herbst Highlight:
21.10.2010
NOSAJ THING Visual Show
Foto: RZPRK
16.10.2010
Kooperationsveranstaltung
mit Servus.at
GUY BORED
Fotos: Petra Moser
Frozen Images (slo)
mes. & aga (backlab)
Foto: RZPRK
THE FUTURE SOUND #4
05.11.2010
Comfort Fit
Foto: Petra Moser
THE FUTURE SOUND #6
feat. Kunststoffbreaks vs. I'll house you!!
7.Jänner 2011
22.30 Uhr
CUTHEAD
SIGGY BLOOMS
(Kunststoffbreaks)
KALIFORNIA KURT
FEUX
ABBY LEE TEE
(hillbillysoul.blogspot.com)
special outro dj-set by
MARTIN KLEIN (trallala / con:trust)
Wenn Hip-Hop Produzenten sich dem House-Genre zuwenden, kommt meist Wunderbares raus!
Nicht anders beim diesmaligen Gast, »CUTHEAD«. Der aus Dresden stammende Groove-Meister brilliert an seiner MPC über alle Genres hinweg und beginnt seine Livesets oft mit Beat-Sessions über Early-Mr.Scruff-like-Smooveness bis hin zu Oldskool-Acid-House. Mit dabei sein Labelkollege SIGGY BLOOMS, der mit seinem aktuellen Album »GOLDKISS« auf Kunststoffbreaks im Gepäck den Bogen bis zu klaren Electro-Beats spannt!
Der Homie-Support sind die Hillbillysouler / Duzzdownsaner KALIFORNIA KURT, FEUX und ABBY LEE TEE.
Kurz beschrieben: Pure Dopeness, The Real Shit, wurscht...
Als Outro DJ steht an diesem Abend Martin Klein mit einem gut selektierten Plattenkoffer voller Herbert's, Noze'n, Lidell's, Ark's, Mr.Oizo's, Feadz'n, dOP's, Soulfiction's und perfekten Mixing-Skills am Start. Attention: This is a strictly-vinyl DJ Set!!!
THE FUTURE SOUND – MONTHLY – EVERY FIRST WEEKEND
VERANSTALTUNGSDEZERNAT

VERANSTALTUNGEN STWST
DEZ/JAN/FEB



Silvesterball des sozialen Unmuts Freitag 31.12.2010, 23:00 Uhr

Stadtwerkstatt und junQ.at laden zum Silvesterball des sozialen Unmuts.

***** LINE UP *****

HUCKEY & AVERAGE (Hip Hop // Linz)
PING PONG MASHUPS (Mashups // Wien)
NEW CITY PUNK (80er, DiscoPunk, Rock'n Roll, Neue Deutsche Welle // Linz)

***** BEWERBUNG FÜR PERFORMANCES *****

sozialer.unmut@gmail.com
Infos weiter unten

***** ABENDPROGRAMM *****

>> Einlass <<

Ab 23:00 Uhr geleitet Sie unser adretter Liftboy sicher über den roten Teppich in den Festsaal. Bringen Sie sich im trendigen Setting unseres Champagner-Buffets in Stimmung für einen außergewöhnlichen Abend der Superlative. Ein Abend, wie Sie ihn nie vergessen werden!

>> Charity Gala <<

Rettet die Akademie! Die Träger und Trägerinnen von akademischen Titeln sind in Österreich nach wie vor hoch begehrt und gerne gesehen. Die AnwärterInnen für solche Titel haben es aber nicht immer leicht: bildungsfeindliche Politik und Öffentlichkeit erschweren den zukünftigen LeistungsträgerInnen ihren Weg zum Universitätsabschluss ungemein. Da sich die Regierung außer Stande sieht, ein zeitgemäßes Bildungssystem zu entwickeln, nehmen wir uns selbst in die Pflicht. Im Rahmen unserer Charity-Gala sammeln wir Geld für Studierende in ganz Österreich.

>> Mitternacht <<

Unserem Taditionsbewusstsein entsprechend bitten wir zum Jahreswechsel um Mitternacht zum großen Countdown und anschließendem Neujahrswalzer. Damenwahl!

>> Kunst & Intervention <<

Protest und Unmut werden nicht nur auf der Straße oder in den Medien transportiert. Sozialer Unmut manifestiert sich gelegentlich auch in der Kunst. Darum möchten wir KünstlerInnen bitten, für den Silvesterball des sozialen Unmuts kurze Performances und Showeinlagen aller Art zu entwickeln. Wer sich angesprochen fühlt, möge sich gerne an *sozialer.unmut@gmail.com* wenden.

>> Party <<

Mit dem befriedigendem Gefühl, etwas Gutes geleistet zu haben, laden wir zur stilsicheren Partynacht. Läuten wir ein Jahr der sozialen Sicherheit am Dancefloor ein! Bei gediegener Rap-Musik (Huckey & Average), zünftigen 80er Mash-Ups (Ping Pong Mashups), Neue Deutsche Welle und schweren Beats (New City Punk) übertönen wir jedes Neujahrskonzert.

Dresscode entweder: Abendgarderobe
Dresscode oder: 80er-Neon-Trash-Style

Abendkassa: 4 Euro
entweder/oder Dresscode: 2 Euro

04.12.2010 22:00 Morphed: Shimon (uk) **MC Coppa** / Drum&Bass

07.12.2010 21:00 Odddatee + **Subtitle** + **MRC Riddims** / Hip Hop

08.12.2010 14:00 Weihnachtsflohmarkt

Der Strom Winter/Weihnachtsflohmarkt am 8.Dezember!
Dazu wird natürlich aufgelegt und Glühmost etc. serviert!
Tisch-Reservierungen: *flohmarkt@stwst.at*

10.12.2010 22:00 Strictly Broken pres. **T-INA Darling** / Breakbeat

11.12.2010 22:00 Dubclub Special Feat. **DJ Lynx** / Elektronik

Dj Lynx (Detail Recordings, UK), Uwe Walkner, Jeru The Dj

15.12.2010 13:00 Workshop »Können wir jetzt endlich mal über Musik sprechen... ??!!«

Workshop und Diskussionsrunde zum Thema frauenfördernde Maßnahmen und Strategien im Musikveranstaltungsbereich.
Organisiert von: FIFTITU% (*http://fiftitu.at/*) und der Stadtwerkstatt Linz (*http://www.stwst.at/*)

Anmeldung Workshop:workshop@fiftitu.at

18.12.2010 22:00 Artifacts + **Kila Kahuna** + **Gesänge der Nacht** / Indierock

20.12.2010 22:00 Highlight Intl. / Reggae

31.12.2010 23:00 Silvesterball des sozialen Unmutes

Stadtwerkstatt und junQ.at laden zum Silvesterball des sozialen Unmuts.

LINE UP: HUCKEY & AVERAGE (Hip Hop / Linz), PING PONG MASHUPS (Mashups / Wien), NEW CITY PUNK (80er, DiscoPunk, Rock'n Roll, Neue Deutsche Welle / Linz)

05.01.2011 22:00 Peligro Birthday Punk / Reggae/Jungle/Hip Hop

07.01.2011 22:30 The Future Sound #6 / siehe Seite 18

21.01.2011 21:00 Rawside + KAIN / Punk/Hardcore

29.01.2011 23:00 DUBWRAP # 3 Ft. Praq! / Dub

06.02.2011 21:00 Kayo Dot + **Jeremiah Cymerman** + **Tartar Lamb** / Experimental

18.02.2011 22:00 DUBWRAP # 4Ft. Elektro Guzzi + **Germanotta youth** / Elektronik

19.02.2011 22:00 Dealer and friends / Rock

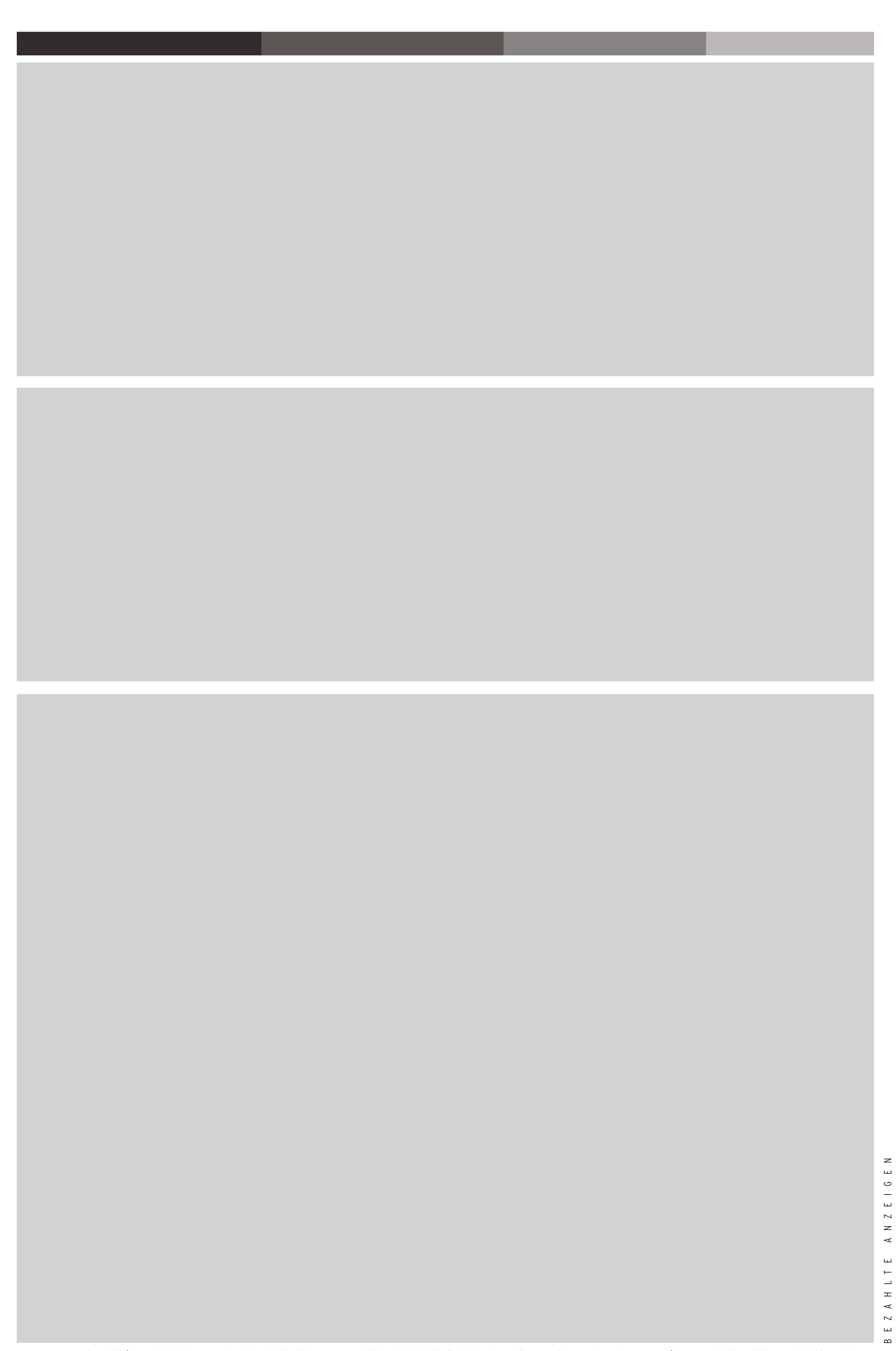
25.02.2011 21:30 Interstellar night: tumido cd release / Jazz/Rock

01.03.2011 21:00 The young gods / Industrial

STROM

ab 22:00 Uhr

+++ **04.12.2010 DJ Andryx** +++ Soul / Funk
+++ **07.12.2010 Ozed & Hillberg** +++ 80ies House
+++ **08.12.2010 Rapha.L** +++ HipHop
+++ **09.12.2010 E-Verteiler** live auf Radio Fro +++
+++ **10.12.2010 Tod Ernst & Hulk** +++
+++ **11.12.2010 Goodtime Sepp** +++ Latin Funk
+++ **15.12.2010 Rapha.L** +++ HipHop
+++ **16.12.2010 Dan Rocker / Sim Roller** +++ Rock n Roll
+++ **17.12.2010 General Disco** +++ Techhouse / Electro
+++ **18.12.2010 Madcat** +++ Disco/Rock
+++ **22.12.2010 Rapha.L** +++ HipHop
+++ **23.12.2010 Martin Klein** +++ Minimal to Techno
+++ **25.12.2010 Big Poppa Russ** +++ 80ies Disco
+++ **26.12.2010 Max Power** / Beda Ranx +++ Dupstep
+++ **29.12.2010 Rapha.L** +++ HipHop
+++ **31.12.2010 Highlight Intl.** +++ Reggae



BEZAHLTE ANZEIGEN

Impressum versorgerin Nr. 0088 / dezember 2010 . herausgeberin: »stadtwerkstatt«, kirchengasse 4, A-4040 linz . tel: 0732-731209 . fax: 0732-711846 . email: versorgerin@servus.at . web: www.servus.at/versorger . redaktion: astrid benzer, kurt holzinger, barbara huber, anna masoner, didi neidhart, olivia schütz . coverfoto: leo schatzl . layout: astrid benzer, astrid.benzer@aon.at . anzeigen: kurt.holzinger@servus.at . auflage: 7.500 stück . druck: landesverlag wels . blattlinie: die versorgerin berichtet über die aktivitäten der stadtwerkstatt und bringt beiträge zur transformation von kultur und politik. **RETOUREN AN: STADTWERSTATT, KIRCHENGASSE 4. 4040 LINZ**